



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

„Du bist nicht mehr der Mittelpunkt deines Lebens, sondern das Kind.“ Subjektive
Begründungen für die Entscheidung zu einem kinderfreien Leben

verfasst von | submitted by

Julia Sauer BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt |
Degree programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree pro-
gramme as it appears on the student record
sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Ulrike Zartler-Griessl Privatdoz.

Danksagung

Ich bedanke mich bei all den lieben Menschen, die mir geholfen haben, studieren zu können und diese Masterarbeit zu verfassen. Besonders bedanke ich mich bei:

- Meinen Großeltern für die lieben Worte und dafür, dass sie immer an mich geglaubt haben. Ein wichtiger Platz in dieser Danksagung gebührt meinem Opa, der kurz vor der Fertigstellung verstorben ist – du fehlst mir!
- Meinem Partner, Jens, der mich immer aufgebaut und dafür gesorgt hat, dass ich mich auf diese Arbeit konzentrieren konnte.
- Meinen Freund:innen für die vielen Spaziergänge und guten Gespräche. Vor allem danke an Manu, Johannes und Füllli für eure Ratschläge und emotionale Unterstützung.
- Meiner Betreuerin Univ.-Prof. Mag. Dr. Ulrike Zartler-Griessl Privatdoz. für die Möglichkeit, meine Abschlussarbeit bei ihr zu schreiben, Feedback einzuholen und einarbeiten zu können.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
2.Forschungsstand	7
2.1. Definitionen	8
2.2. Entwicklung der Geburtenraten	10
2.3. Individuelle Fertilitätsintention	12
3.Theorie	21
3.1 Theorie der Ambivalenz	22
3.2 Individualisierungsthese	25
4.Methode	31
4.1. Überblick über das methodische Vorgehen – Prinzip der Grounded Theory	32
4.2. Auswahl der Erhebungsmethode – Problemzentriertes Interview	33
4.3. Auswahl und Rekrutierung der Interviewpartner:innen	35
4.4. Entwicklung des Interviewleitfadens	37
4.5. Interviewsituationen	43
4.6. Sample und Datenauswertung	44
5. Ergebnisse	47
5.1. Sorge vor Veränderungen im persönlichen Umfeld	51
5.2. Sorge vor persönlichem Verzicht	57
5.3. Sorge vor Selbstaufgabe	63
5.4. Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung	71
5.5. Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs	77
5.6 Schlüsselkategorie: Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens	79
6. Zusammenfassung	82
7. Literaturverzeichnis	91
8. Anhang:	98
9. Abstract	99

1. Einleitung

Anfang des Jahres 2025 teilte die Statistik Austria mit, dass die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau im vergangenen Jahr in Österreich den bislang niedrigsten Wert verzeichnete (Statistik Austria 2025). Damit wurde das fünfte Jahr in Folge ein Geburtendefizit erfasst. Dies bedeutet, dass das fünfte Jahr in Folge mehr Personen in Österreich verstarben, als es Neugeborene gab. Dass die Geburtenraten nicht nur in Österreich (1,32 Lebendgeburten je Frau), sondern auch in großen Teilen Europas und den USA (1,62) seit Jahrzehnten sinken, ist keine neue Erkenntnis (Statistisches Bundesamt 2025). Da die Geburtenrate in den meisten westlichen Ländern seit Jahrzehnten (United Nations 2024) unter dem Bestandsniveau von rund zwei Kindern je Frau liegt, stellt sich die Frage, warum Personen vom traditionellen Modell der Familie mit Kindern abweichen. Denn während der Kinderwunsch lange Zeit als nahezu universell galt und die Gründung einer eigenen Familie als erstrebenswert, beziehungsweise als nicht hinterfragter Lebensentwurf angesehen wurde, entscheiden sich heute immer mehr Menschen bewusst für ein Leben ohne eigene Kinder. Dies ist möglich, da es nicht mehr „Teil der Normalbiographie eines Individuums“ (Häberling 2016, S. 409) ist, eine Familie zu gründen. Zwar ist der Kinderwunsch nach wie vor für viele Personen gegeben, jedoch wird dieser immer seltener realisiert (ebd. S. 417). Diese Entwicklung zeigt sich insbesondere in Gesellschaften, in denen individuelle Lebensentwürfe, Selbstverwirklichung und berufliche Flexibilität zunehmend an Bedeutung gewinnen – Kosten und Nutzen eigener Kinder werden abgewogen und die eigene Biografie entsprechend gestaltet (ebd. S. 412). In öffentlichen und politischen Debatten wird zeitgleich immer wieder auf sinkende Geburtenraten und mögliche Ursachen und Folgen dieser verwiesen. Die Entscheidung, *kinderfrei* zu bleiben, ist demnach nicht nur ein soziologisch relevantes, sondern auch ein demografisch und wirtschaftlich bedeutsames Thema. Denn neben dem auf Beitragszahler:innen (und damit vor allem auf Nachwuchs) ausgelegten öffentlichen Pensionssystem in Österreich (Gundinger 2021) spielt auch die Frage der Pflegeversorgung (Rappold & Juraszovich 2019) eine entscheidende Rolle bei dieser Diskussion.

Die Entscheidung von Personen, zukünftig ohne eigene Kinder zu bleiben, ist hierbei eine vielschichtige soziale Thematik. Um die komplexe Frage der Begründungen von kinderfreien Personen für ihren Lebensentwurf ausreichend untersuchen zu können, ist es nötig, sich mit den mehr-

dimensionalen Thematiken der individuellen Identitätsbildung, Geschlechterrollen, Körperbildern, gesellschaftlichen Ansprüchen sowie sozialem Druck und Erwartungen zu befassen. In einer Gesellschaft, in der die Kernfamilie das vorgelebte und in Medien und Religion häufig vertretene Leitbild war und teils nach wie vor ist (Gies & Dietrich 2015), galt es lange als Abweichung, diesen Lebensentwurf nicht anzustreben. Da die Rolle der Mutter historisch eng mit Weiblichkeit und der Daseinsberechtigung von Frauen verknüpft ist (Ecarius, Köbel & Wahl 2011), standen und stehen hierbei besonders Frauen immer wieder im Zentrum dieser Diskussion. Wer sich bewusst gegen Kinder entscheidet, stellt gesellschaftliche Normen und Werte infrage – und muss sich nicht selten für die eigene Entscheidung rechtfertigen. So befinden sich Personen, die in ihrer aktuellen Lebenssituation und in naher Zukunft eine eigene Elternschaft ausschließen, in einem Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen (Rollen-)Erwartungen und der individuellen Entscheidung, das eigene Leben bewusst anders zu gestalten.

Im Mittelpunkt dieser Masterarbeit steht eine qualitative soziologische Untersuchung von individuellen Motivationen, Erfahrungen und Erwartungen. Sie geht der Frage nach, warum Personen im fortgeschrittenen gebärfähigen Alter bewusst ein Leben ohne eigene Kinder wählen. Denn so individuell diese Begründungen erscheinen, so liegt ihnen doch ein gewisser Zeitgeist, ein wiederholter öffentlicher Diskurs, zugrunde. Die dabei von den interviewten Personen genannten subjektiven Motivationen und Entscheidungsprozesse stehen in einem sozialen Kontext, der diese Entscheidung überhaupt erst ermöglicht. Vor allem die modernen Lebensentwürfe von Frauen spielen hierbei eine zentrale Rolle, denn von ihnen wird bei der Geburt eines Kindes nach wie vor erwartet, Hausarbeit und Kinderbetreuung zu übernehmen und zugleich einer Erwerbstätigkeit nachzugehen (Dorbritz 2017, Schmidt, Décieux & Zartler 2024) – ein Ausblick, der nicht allen Frauen zusagt.

Diese Masterarbeit untersucht nicht, welche Unterschiede zwischen Personengruppen diverser demografischer Merkmale bezüglich ihrer Fertilitätsintention bestehen. Hierzu gibt es bereits sozialwissenschaftliche Arbeiten, die sich mit der quantitativen Messung von Faktoren der Bildung, des Geschlechts und des Alters befassen (siehe Forschungsstand). Auch gibt es keinen Schwerpunkt, der sich mit den Unterschieden zwischen den Geschlechtern, ihren Gemeinsamkeiten oder unterschiedlichen sexuellen Orientierungen beschäftigt. Das zentrale Erkenntnisinte-

resse sind die qualitativ erhobenen Begründungen von Personen, die ein kinderfreies Leben planen. Im Zentrum steht dabei die Frage nach den konkreten Beweggründen von Personen zwischen 30 und 45 Jahren, die bewusst ein Leben ohne eigene Kinder anstreben. Die Fokussierung auf diese Altersspanne ermöglicht Interviews mit Personen, die sich bereits aktiv mit der Entscheidungsfindung beschäftigt haben, da sie sich meist bereits in stabilen Lebensverhältnissen befinden und gleichzeitig (vor allem für Frauen) der soziale Druck bezüglich der eigenen Fertilitätsentscheidung zunimmt.

Ziel dieser Arbeit ist es daher, zu verstehen, wie Menschen ihre Entscheidung gegen eigene Kinder begründen. Damit soll sichtbar gemacht werden, welche individuellen Motivationen, Anforderungen und Erwartungen relevant sind. Gleichzeitig soll untersucht werden, welche gesellschaftlichen (Rollen-)Erwartungen und Normen von den Interviewpartner:innen mitgedacht werden und wie sich diese auf ihre Entscheidung auswirken. Das zentrale Erkenntnisinteresse liegt sowohl in den offen dargelegten als auch den latenten Motiven von Personen, die sich gegen ein Leben mit eigenen Kindern entschieden haben. Aus der Vielschichtigkeit der möglichen Gründe gegen eigene Kinder ergibt sich folgende Forschungsfrage:

„Welche individuellen Begründungen nennen Personen zwischen 30-45 Jahren für ihre Entscheidung, keine eigenen Kinder bekommen zu wollen?“

Diese Frage wurde im Rahmen der Masterarbeit mittels problemzentrierter Interviews erhoben und durch die Auswertungsmethode der Grounded Theory analysiert. Die Masterarbeit beabsichtigt einen Einblick in die subjektiven Motivationen und Beweggründe von Personen, die sich von dem traditionellen Lebensentwurf der Kernfamilie abwenden, zu gewinnen. Gleichzeitig soll aufgezeigt werden, wie Personen mit gesellschaftlichen Erwartungen umgehen und welche Erfahrungen und Einstellungen zu der Entscheidung für ein kinderfreies Leben führen können. Da freiwillige Kinderlosigkeit gesellschaftlich teils ein sensibles und stigmatisiertes Thema ist, will diese Arbeit zur Sichtbarkeit und Anerkennung dieses Lebensentwurfs beitragen.

Hierfür wird im folgenden Kapitel zunächst der Forschungsstand zum Thema der geplanten Kinderfreiheit dargestellt und anhand aktueller Daten und Arbeiten die Relevanz des Themas erneut unterstrichen. Hierbei werden zunächst wichtige Begriffe erläutert und im Anschluss relevante Studien vorgestellt. Die theoretische Grundlage wird im dritten Kapitel besprochen und gliedert

sich in die Abschnitte der beiden verwendeten Theorien: die Theorie der Ambivalenz sowie die Individualisierungsthese. Das vierte Kapitel vermittelt die methodische Vorgehensweise und Erkenntnisgewinnung. Dabei werden sowohl das Verfahren der Grounded Theory als auch das methodische Vorgehen bei der Datenerhebung und -auswertung erläutert. Dies umfasst die Forschungsmethode, die Rekrutierung der Teilnehmer:innen, den Interviewleitfaden und die Interviewsituation sowie das Sample und die Auswertungsmethode. Direkt daran schließt der Ergebnisteil dieser Masterarbeit an. Die Fallbeschreibungen befinden sich am Anfang des Kapitels. Daran anschließend werden die Kernkategorien erläutert. Die daraus entwickelte Schlüsselkategorie wird am Ende des Kapitels vorgestellt. In den jeweiligen Unterkapiteln befinden sich zudem Auszüge aus den Transkripten, um besonders aussagekräftige Passagen der Interviews hervorzuheben. Ein grafischer Überblick über die Kern- und Schlüsselkategorien der Ergebnisse befindet sich zudem im Anhang dieser Arbeit. Im abschließenden Fazit wird die Forschungsfrage zusammenfassend beantwortet. Zudem werden Limitationen und Möglichkeiten für Anschlussforschungen aufgezeigt.

2.Forschungsstand

Die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder ist sozialwissenschaftlich höchst relevant. Wie eine Person über ihren eigenen (nicht vorhandenen) Kinderwunsch entscheidet, hängt sowohl von individuellen, psychologischen Überlegungen ab, als auch von den zugrundeliegenden sozialen und ökonomischen Umständen. Diese spielen bei der individuellen Fertilitätsentscheidung eine zentrale Rolle, denn das Gebä- und Zeugungsverhalten einzelner Personen ist nicht ausschließlich genetisch bedingt, sondern setzt sich aus verschiedenen Faktoren zusammen. Diese wirken gemeinsam mit individuellen Lebensentscheidungen und gesellschaftlichen Bedingungen auf die Entscheidung für oder gegen die eigene Elternschaft ein. In der Folge prägen diese vermeintlich individuellen Entscheidungen die Gesamtbevölkerung und deren Entwicklung.

Das folgende Kapitel gibt einen Einblick in den aktuellen Forschungsstand zu den Themen der Fertilitätsentscheidung, der Entwicklung der Geburtenraten und den dahinterliegenden gesellschaftlichen Mechanismen. Da es sich bei dem Forschungsfeld um ein aktuelles und gut erforschtes handelt, werden vor allem deutsche und englische Forschungsarbeiten der letzten Jahre

herangezogen. Zunächst werden die zentralen Begriffe dieser Arbeit erläutert. Daran anschließend wird ein allgemeiner Einblick in die Forschung zu Kinderwunsch und Kinderfreiheit gegeben sowie statistische Entwicklungen erläutert. Darauf folgt die Darstellung der Forschung zur Entwicklung des Kinderwunsches im Lebensverlauf. Hierbei konzentriert sich das Kapitel auf die in der wissenschaftlichen Literatur verwendeten Einteilungen von Personen ohne Kinderwunsch in verschiedenen Gruppen. Im Anschluss daran werden die drei wichtigsten Faktoren der Fertilitätsintention erläutert: Bildung, berufliche Laufbahn und Partnerschaft. Das Kapitel schließt mit einer kurzen Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse.

2.1. Definitionen

Kinderlosigkeit und Kinderfreiheit: Die Unterscheidung zwischen den Begriffen Kinderlosigkeit und Kinderfreiheit ist für die Erforschung des nicht vorhandenen Kinderwunsches zentral. Die soziale Bewegung hinter dieser zentralen Unterscheidung lässt sich bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückverfolgen und hat ihre Wurzeln in der feministischen Bewegung dieser Zeit (Blackstone 2019). In dieser Masterarbeit werden die Begriffe so verwendet, wie sie die Publizistin Verena Brunschweiler in ihrem 2019 erschienenen Buch „Kinderfrei statt Kinderlos“ beschreibt. Sie argumentiert, dass beide Begriffe gravierend unterschiedliche Bedeutungen haben: *Kinderlosigkeit* bezeichnet demnach den Zustand von Personen mit einem unerfüllten Kinderwunsch, während *Kinderfreiheit* jene Menschen beschreibt, die sich bewusst gegen eigene Kinder entschieden haben und das Nichtvorhandensein dieser nicht als Mangel erleben (ebd., S.10). Diese Definition wird auch in dieser Masterarbeit verwendet, da sie sich mit Personen befasst, die sich aktiv und reflektiert gegen eigene Kinder entschieden haben und diesen Wunsch über einen längeren Zeitraum, auch in Zukunft, beibehalten wollen. Bei der Verwendung des Begriffs ist zu beachten, dass in der wissenschaftlichen Literatur der Begriff der (gewollten) Kinderlosigkeit Anwendung findet, um Personen ohne eigene Kinder zu beschreiben. Hierbei wird meist ausschließlich die biologische Elternschaft berücksichtigt. Adoptions- und Pflegeeltern werden nach Dorbritz und Naderi (2013) nicht einbezogen. Als kinderlos gelten demnach Personen, die nie ein leibliches Kind hatten. Laut den Forscher:innen werden Frauen ab einem Alter

von etwa 45 bis 50 Jahren als endgültig kinderlos klassifiziert. Daher wurde für diese Masterarbeit eine obere Altersgrenze von 45 Jahren gewählt. Für Männer ist diese Definition weniger eindeutig, da sie grundsätzlich bis ins hohe Alter Kinder zeugen können. Aus ebenjenem Grund gelten entsprechende Altersgrenzen für Männer in der Literatur als weniger verbindlich. In der soziologischen Forschung, insbesondere bei Untersuchungen zu heterosexuellen Paaren, wird primär die weibliche Fertilität als maßgeblich für die Familiengründung betrachtet (Heuschkel & Rahnfeld 2023, S.20). Darüber hinaus unterscheidet die Literatur zwischen freiwilliger (gewollter) und unfreiwilliger (ungewollter) Kinderlosigkeit (Dorbritz & Naderi 2013, S. 8; Heuschkel & Rahnfeld 2023, S. 21-26). Aufgrund der oben genannten Gründe wird der Begriff *Kinderfreiheit* der Bezeichnung *gewollt kinderloser Personen* vorgezogen. Beide Begriffe werden jedoch im weiteren Verlauf synonym verwendet.

Fertilitätsintention: Dieser Ausdruck setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: *Fertilität* und *Intention*. Der Begriff der Fertilität nimmt in der Familiensoziologie eine zentrale Rolle ein, da sich über ihn individuelle Entscheidungen zur Elternschaft mit weitreichenden gesellschaftlichen Entwicklungen in Beziehung setzen lassen (Hank et al. 2023). Auch die Bundeszentrale für politische Bildung nutzt ihn zur Erfassung der Fortpflanzung innerhalb der deutschen Bevölkerung, gemessen an den Geburtenraten der jeweiligen Jahrgänge (Dorbritz & Schneider 2011). Die verwendete Definition orientiert sich an diesem soziologischen Verständnis (vgl. Bujard, Milewski & Passet-Wittig 2022). Die zweite Komponente, *Intention*, bezieht sich auf die bewusste Entscheidung, (keine) Kinder bekommen zu wollen. Die Absicht, kinderfrei zu bleiben, bedeutet nicht zwingend, dass die entsprechende Person in Zukunft tatsächlich ohne leibliche Kinder bleibt – denn Einstellungen zum Kinderwunsch können sich im Laufe des Lebens verändern. Dennoch gilt der Kinderwunsch als relevanter Indikator für die Entscheidung zur eigenen Elternschaft (Singh & Beaujouan 2023).

Die Stabilität dieser Intention variiert häufig mit dem Alter. Studien zeigen, dass insbesondere ältere Personen ohne Kinder eine deutlich stabilere Entscheidung gegen eigene Kinder treffen

(Albertini & Brini 2021). So konnten

Daten des Generations and Gender

Programme (Singh & Beaujouan

2023) zeigen, dass insbesondere kin-

derfreie Frauen im Alter zwischen 35

und 40 Jahren mit einem klaren

„Nein“ auf die Frage antworten, ob

sie „in naher Zukunft oder später im

Leben“ eigene Kinder haben möchten

(vgl. Abbildung 1). Der Aspekt des

Alters und der sich im Lebenslauf

wandelnden Einstellung zu eigenen

Kindern wird weiter unten in diesem

Kapitel besprochen.

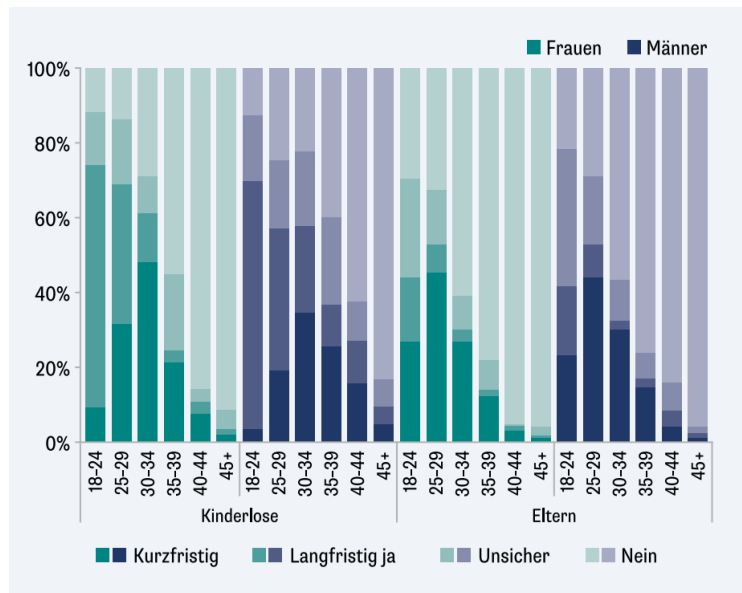


Abbildung 1: Kinderwunsch von Frauen und Männern (Singh & Beaujouan 2023, S. 37).

Der Begriff *Fertilitätsintention* wird aus diesen Gründen in dieser Arbeit verwendet, um die Einstellung von Personen gegenüber der eigenen Elternschaft zu beschreiben. Kurz zusammengefasst, bezeichnet der Terminus die bewusste Auseinandersetzung mit einer möglichen, zukünftigen eigenen Elternschaft.

2.2. Entwicklung der Geburtenraten

Bevor aktuelle sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse besprochen werden können, soll an dieser Stelle ein knapper Einblick in die historische Entwicklung der Geburtenrate gegeben werden, um zu zeigen, dass deren Rückläufigkeit kein neues Phänomen des 21. Jahrhunderts ist.

Während im Mittelalter noch das sogenannte „Modell des ganzen Hauses“ vorherrschte – ein gemeinschaftliches Haushaltsmodell mit funktionaler Arbeitsteilung (Heuschkel & Rahnfeld 2023, S. 7) –, begann sich dieses ab dem 16. Jahrhundert durch veränderte Produktionsweisen

und zunehmende Arbeitsteilung aufzulösen. Verbesserte Lebensumstände, sinkende Kindersterblichkeit sowie politische Maßnahmen zur Familienplanung führten gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem ersten nachweisbaren Rückgang der Geburtenraten im Vergleich zum Spätmittelalter. Dies war ein Trend, der sich auch im 19. Jahrhundert fortsetzte, denn mit der Industrialisierung wandelte sich der Familienbegriff grundlegend (ebd. S. 9). Die Trennung von Wohn- und Arbeitsort, die stärkere geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowie neue Rollenerwartungen an Männer und Frauen begünstigten die Entstehung der Kernfamilie – vor allem in wohlhabenden sozialen Schichten. Gleichzeitig konnten wirtschaftlich schwächere Familien aufgrund finanzieller Belastungen oft nur mehr weniger Kinder erhalten als zuvor, was zu einem weiteren Rückgang der Fertilitätsraten führte.

Um 1900 kam es erneut zu einem Rückgang der Geburtenzahlen, der während des Nationalsozialismus in Österreich und Deutschland durch staatliche Maßnahmen kompensiert werden sollte. So wurden vor allem Frauen gezielt aus dem Arbeitsmarkt gedrängt und auf die Rolle der Hausfrau und Mutter reduziert, um unbezahlte Care-Arbeit zu leisten (ebd. S. 10). In der Folge erreichten Frauen der Geburtskohorte 1938 in Österreich eine Kinderlosenquote von lediglich 12 % – die niedrigste je verzeichnete (Burkimsher & Zeman 2017). Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zunächst zu einem kurzfristigen Anstieg der Geburtenzahlen, dem sogenannten *Babyboom*, der seinen Höhepunkt in den frühen 1960er-Jahren erreichte. Zuvor lagen die Geburtenraten jedoch unter dem sogenannten Bestandserhaltungsniveau von 2,1 Kindern pro Frau (Heuschkel & Rahnfeld 2023). Ab etwa 1965 setzte ein erneuter Rückgang der Geburten ein. So verzeichneten Frauen der Geburtskohorte 1970 bereits eine Kinderlosigkeit von 18 % (Burkimsher & Zeman 2017, S. 119).

Ein Blick auf die letzten zehn Jahre zeigt, dass der Geburtenrückgang in Österreich weiter anhält. Im Jahr 2014 lag die Zahl der Lebendgeborenen noch bei 81.772, sank jedoch bis 2024 auf 76.837 (Statista 2025). Auch die Gesamtfertilitätsrate fiel im Jahr 2024 auf einen neuen Tiefstwert von 1,3 Kindern pro Frau, nach 1,32 im Jahr 2023 (Statistik Austria 2025). Gleichzeitig lag die sogenannte Geburtenbilanz – das Verhältnis zwischen Geburten und Todesfällen – bei einem Minus von 10.534 Personen. Dies bedeutet, dass derzeit in Österreich jährlich mehr Menschen sterben als geboren werden. Im Vergleich mit anderen EU-Mitgliedsstaaten befindet sich Öster-

reichs Fertilitätsrate daher im statistischen mittleren Bereich. Deutschland verzeichnete im selben Jahr eine durchschnittliche Geburtenrate von 1,39 Kindern pro Frau, Frankreich lag mit 1,66 Kindern an der Spitze, während Spanien mit 1,12 und Litauen mit 1,18 die geringsten Lebendgeborenen dokumentierten (Eurostat 2025). Insgesamt lässt sich festhalten, dass der Trend sinkender Geburtenraten in Deutschland und Österreich seit etwa 1871 kontinuierlich anhält (Dorbritz 2011).

Weltweit lässt sich dieser Trend ebenfalls beobachten. Global betrachtet sank die Fertilitätsrate seit den Jahren der Babyboomer (geboren zwischen 1945 und 1964) von 4,9 Kindern pro Frau auf 2,3 Kinder (Dattani, Rodés-Guirao & Roser 2025). Die United Nations Population Division prognostiziert, dass dieser Rückgang von Geburten weiter andauern wird (United Nations 2025). Wichtig ist, dass die Abnahme der Geburten primär auf einen Rückgang an kinderreichen Familien (sogenannte Kohortenfertilität) zurückzuführen ist und nicht, wie häufig angenommen, auf eine steigende Zahl an kinderfreien Personen (Bujard & Sulak 2016).

2.3. Individuelle Fertilitätsintention

Das Fertilitätsverhalten unterliegt nicht nur langfristigen gesellschaftlichen Veränderungen, sondern kann sich im individuellen Lebensverlauf mehrfach wandeln. Die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder ist kein statischer Zustand, sondern wird von persönlichen Lebenssituationen, Erfahrungen und äußeren Umständen beeinflusst. Studien zeigen, dass der Kinderwunsch insbesondere bei Frauen zwischen dem 18. und 30. Lebensjahr häufig zunimmt, bei ausbleibender Realisierung jedoch im weiteren Verlauf wieder abnehmen kann (Dorbritz & Naderi 2013, Barker & Buber-Ennsner 2024)). Der Kinderwunsch passt sich demnach an die gelebte Realität an. Bei Männern zeigt sich ein ähnlicher, wenn auch weniger ausgeprägter Verlauf: Ihr Kinderwunsch bleibt über längere Zeit vergleichsweise konstant, nimmt jedoch mit steigendem Alter ebenfalls ab (ebd.). Die Autor:innen führen diese Entwicklungen darauf zurück, dass sich jüngere Menschen stärker an Idealvorstellungen orientieren, während ältere ihre Wünsche zunehmend an ihre tatsächlichen Lebensumstände anpassen.

Zusätzlich zu der Anpassung an die realen Lebensbedingungen verschiebt sich die realisierte Elternschaft zunehmend in spätere Lebensphasen. Ein zentraler Grund hierfür sind veränderte Bildungs- und Erwerbsverläufe, insbesondere bei Frauen (Buh & Beaujouan 2023). Darüber hinaus können Fertilitätsintentionen kurzfristigen Schwankungen unterliegen. Wie Peuckert (2019) betont, sind Angaben zur gewünschten Kinderzahl stark tages- und stimmungsabhängig und variieren je nach Befragungszeitpunkt. Im Gegensatz dazu gelten Begründungen zur bewussten Entscheidung, kinderfrei zu bleiben, als vergleichsweise stabil – zumindest im kurzfristigen Verlauf.

Die Entscheidung, Kinder zu bekommen oder nicht, hängt demnach zunehmend von der Einstellung von Paaren oder Einzelpersonen ab (Zschiedrich 2024). Dabei handelt es sich um einen prozesshaften Verlauf, der durch persönliche Erfahrungen, Einstellungen und Lebensumstände geprägt ist. Gleichzeitig wirken sich externe und ökonomische Faktoren auf diese Entscheidung aus. So gehen Kinder mit finanziellen Belastungen einher, die, zusätzlich zu den Lebenshaltungskosten, auch Ausgaben für Bildung, Kleidung und Unterhaltung beinhalten (Bundeszentrale für politische Bildung 2020). Ferner können vor allem für Frauen psychologische Auswirkungen auf emotionaler Ebene ausschlaggebend sein, sich gegen eigene Kinder zu entscheiden (Schutzbach 2021). All diese Aspekte müssen bei einer Entscheidung für oder gegen die eigene Elternschaft berücksichtigt werden. Dies verdeutlicht, dass die persönliche Einstellung zur eigenen Fertilitätsentscheidung im Lebensverlauf häufig ambivalent ist und sich darum auch mehrfach ändern kann.

Ein entsprechendes Ergebnis lieferte auch die in Malawi durchgeführte Longitudinalstudie von Sennott und Yeatman (2018). Die Forscherinnen konnten zeigen, dass 40 % der über mehrere Jahre befragten Personen ihre Einstellung zur Fertilitätsintention mindestens einmal änderten oder sich diesbezüglich unsicher äußerten. Hauptgründe für solche Änderungen waren neue Partnerschaften oder berufliche Umbrüche. Darüber hinaus wurde deutlich, dass bei Frauen sogenannte „life course marker“ wie Alter und Bildung eine zentrale Rolle spielen, während bei Männern die gesellschaftliche Rolle des „economic provider“ zur finanziellen Belastung werden kann. Gleichzeitig bestand für sie jedoch häufig der Wunsch nach Kindern, da diese als Statussymbol gelten und ihre Potenz bezeugen sollen (ebd., S. 897). Die Erkenntnisse sind für diese Masterarbeit von Bedeutung, da sie den Konflikt zwischen der gesellschaftlichen Rollenerwar-

tung und der persönlichen (finanziellen) Lage verdeutlichen. Zudem wird aufgezeigt, wie ambivalente Einstellungen gegenüber der eigenen Elternschaft entstehen und wie sich die diesbezügliche Entscheidungsfindung im Zeitverlauf entwickeln kann.

Buhr und Huinink (2017) untersuchten ebenfalls Personen (über 35 Jahre) hinsichtlich des Wandels ihres Kinderwunsches und identifizierten drei unterschiedliche Gruppen: jene, die unfreiwillig kinderlos geblieben waren (meist aus biologischen Gründen), jene, die sich früh bewusst für ein kinderfreies Leben entschieden, und jene, die ihren ursprünglichen Kinderwunsch im Laufe des Lebens aufgegeben haben. Letztere Gruppe stand im Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Dabei zeigte sich, dass insbesondere Frauen ihren Kinderwunsch häufiger aufschieben und ihn später endgültig verwerfen. Dies könnte damit zusammenhängen, dass ihre biologische Fruchtbarkeit mit zunehmendem Alter abnimmt, während Männer länger zeugungsfähig bleiben und sich deshalb nicht so früh festlegen müssen. Zusätzlich fanden die Forscher:innen heraus, dass Personen ihren Kinderwunsch häufig aufgrund finanzieller Instabilität oder einer als unpassend empfundenen Beziehung in eine spätere Lebensphase verlagern. Zudem legten einige von ihnen besonderen Wert auf persönliche Interessen und Hobbys, bei denen sie sich nicht einschränken wollten. In diesen Fällen wurde der Kinderwunsch im Laufe des Lebens ebenso aufgeschoben oder teilweise sogar aufgegeben, da die erwartete Einschränkung zeitlicher und finanzieller Ressourcen als nicht vereinbar mit dem gewünschten Lebensstil wahrgenommen wurde. Personen mit einem hohen Autonomiestreben blieben ihrer Entscheidung, keine Kinder zu bekommen, häufiger treu – insbesondere dann, wenn sie diese Entscheidung bereits in jungen Jahren getroffen hatten. Eine Änderung der Einstellung war bei dieser Gruppe seltener zu beobachten (ebd. S. 599).

Es zeigte sich, dass die Motive für ein kinderfreies Leben vielfältig sind und sich hinsichtlich ihrer Dauerhaftigkeit sowie ihrer individuellen oder strukturellen Ursachen unterscheiden. Heuschkel und Rahnfeld (2023) unterschieden vier Personengruppen, die bewusst kinderfrei leben. Die erste Gruppe umfasst Personen, die sich „aus Prinzip“ gegen eigene Nachkommen entschieden. Dabei standen individuelle Werte sowie der Wunsch nach finanzieller oder persönlicher Freiheit im Vordergrund. Die zweite Gruppe bestand aus Personen, denen es aus verschiedenen biologischen Gründen nicht möglich war, Kinder zu bekommen. Diese Menschen passten ihre Einstellung im Laufe des Lebens an ihre individuellen Umstände an. Die dritte Gruppe umfasste Perso-

nen, die einen Kinderwunsch grundsätzlich nicht ausschlossen, ihn jedoch zum Befragungszeitpunkt nicht verwirklichen wollten. Die vierte Gruppe schließlich bestand aus Personen, die kinderfrei lebten, dies jedoch aktiv ändern wollten und Kinder in naher Zukunft pflanzen. Diese Differenzierung verdeutlicht, dass nicht alle kinderlosen Personen dieselbe Haltung zur Elternschaft haben. Während einige einen zukünftigen Kinderwunsch hegen, möchten andere dauerhaft kinderfrei bleiben.

Ein ähnliches Ergebnis lieferte die qualitative Studie eines iranischen Forschungsteams (Borimnejad et al. 2024). Sie kamen mittels halbstrukturierter Interviews zu dem Schluss, dass es vier zentrale Gründe gäbe, weshalb Paare zwischen 30 und 45 Jahren an ihrer Entscheidung festhielten, kinderfrei zu leben – trotz des gesellschaftlichen Stigmas, das im Iran mit Kinderlosigkeit einhergeht. Der erste ausschlaggebende Grund für ein Leben ohne eigene Kinder sei demnach die individuelle Lebensweise. Genannt wurden insbesondere selbst gesetzte Standards an das eigene Leben, an die Partnerschaft (infolgedessen auch an den:die Partner:in) sowie die emotionale und finanzielle Stabilität. Als zweiten Themenblock konnten die Forscher:innen jenen der sozialen Umstände identifizieren. Dieser beinhaltet sowohl die schulische Bildung potenzieller Kinder als auch das familiäre Umfeld in Hinblick auf Kindererziehung und Betreuung. Ein dritter Grund betraf die politische Lage und deren zukünftige Entwicklung. Eine zukunfts pessimistische Einstellung gegenüber den politischen Verhältnissen hielt Befragte davon ab, Kinder zu bekommen. Als vierter Grund wurden vermehrt finanzielle Belastungen genannt. Die Befragten sahen die Kosten für Kinder – etwa für Wohnen, Bildung oder Grundversorgung – sowie die Auswirkungen auf die eigene Karriere, insbesondere für Frauen, als große Hürden. Zusätzlich wurde die Sorge, beruflich zurückstecken zu müssen oder keinen leistbaren Wohnraum für eine Familie zu finden, angeführt.

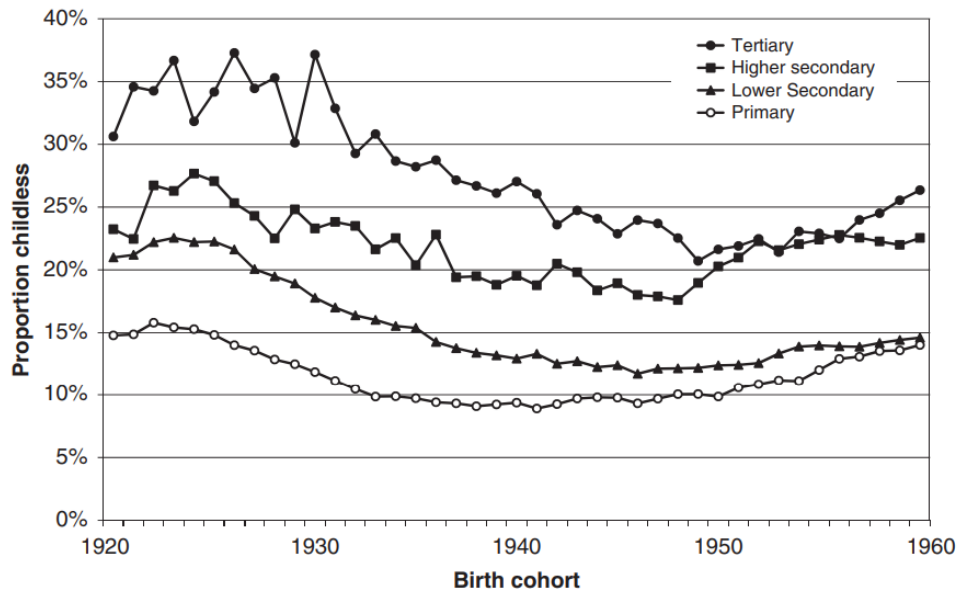
Hagestad (2007) identifizierte ebenfalls vier zentrale Einflussfaktoren, die die Fertilitätsentscheidung im Lebenslauf beeinflussen: das Timing (also der „richtige Zeitpunkt“), strukturelle Bedingungen (wie historische Ereignisse oder wirtschaftliche Krisen), biologische Grenzen (insbesondere bei Frauen), sowie altersbezogene gesellschaftliche Normen (etwa die Vorstellung, dass Elternschaft möglichst früh erfolgen solle, um „genug Energie“ zu haben) (Hagestad 2007, S. 1339). Insbesondere Frauen verschoben einen möglichen Kinderwunsch häufig zugunsten ihrer Ausbildung oder Karriere, um ökonomische Sicherheit zu erlangen. Gleichzeitig verlängerte sich

durch häufigere Trennungen oder spätere Partnerschaften die Zeiträume, in denen Elternschaft überhaupt realistisch erschien. Die Forscherin kritisierte, dass viele Studien nur den aktuellen Kinderstatus erfassen würden, ohne dabei langfristige biografische Prozesse zu berücksichtigen. Die Entscheidung für oder gegen Kinder sei demnach meist kein punktuellere Ereignis, sondern ein langfristiger Prozess, eingebettet in gesellschaftlich normierte Lebensverläufe: erst Ausbildung, dann Beruf, dann Partnerschaft – und erst danach Kinder.

Beide oben genannten Studien sowie Hagestads (2007) Einflussfaktoren zeigen, dass die Entscheidung für ein kinderfreies Leben auf einer Vielzahl individueller und struktureller Gründe beruht. Während manche Personen diese Entscheidung früh und bewusst fällen, ergibt sie sich bei anderen im Verlauf des Lebens – sei es durch äußere Einschränkungen oder durch veränderte Lebensumstände und Prioritäten. Weiters können verschiedenste Umstände dazu beitragen, dass der Kinderwunsch aufgeschoben, nicht realisiert wird oder nicht einsetzt, beziehungsweise abnimmt. Hierbei spielen vor allem Geschlecht und Partnerschaft, Bildung und Einkommen sowie Karriere eine zentrale Rolle. Im Fokus stehen dabei vor allem die Bildungswege von Frauen, während für Männer deutlich weniger Daten vorliegen (Heuschkel & Rahnfeld 2023).

Peuckert (2019) beschrieb, dass der Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Elternschaft je nach Geschlecht unterschiedlich ausgeprägt ist: Je höher der Bildungsabschluss einer Frau, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie eigene Kinder bekommt. Bei Männern hingegen ließ sich dieser Effekt nicht beobachten. Im Gegenteil: Männer mit niedriger Bildung zeigten eine besonders hohe Quote an Kinderlosigkeit auf (Heuschkel & Rahnfeld 2023). Ein möglicher Erklärungsansatz für diesen Unterschied lag in der höheren Armutsgefährdung und der damit verbundenen geringeren Partnerschaftschance bei Männern mit niedriger formaler Bildung. In Österreich zeigte sich im europäischen Vergleich, dass weiterhin mehr Männer als Frauen eine tertiäre Bildung anstrebten (Burkimsher & Zeman 2017). Dies war besonders mit Blick auf die Geburtenraten von Interesse: Frauen mit höherer sekundärer oder tertiärer Bildung blieben häufiger kinderlos – etwa 25 % von ihnen entscheiden sich dauerhaft gegen eigene Kinder. Bei Frauen mit primärer oder niedriger sekundärer Bildung war dieser Anteil hingegen deutlich niedriger. Im Mikrozensus 2012 gaben lediglich 7 % der Frauen zwischen 19 und 34 Jahren mit niedriger Bildung an, keine Kinder haben zu wollen. In derselben Altersgruppe lag der Anteil bei Frauen mit tertiärer Ausbildung bereits bei 15 % (ebd., S. 133).

Wie Abbildung 2 zeigt, hat sich dieser Trend zwar über die Jahrzehnte abgeschwächt, besteht jedoch weiterhin. Betrachtet man die Abbildung, fällt auf, dass die Quote der kinderfreien, hochgebildeten Frauen im Verlauf der Jahrzehnte deutlich abnahm.



Eine mögliche Erklärung für die hohe Kinderlosigkeit gebildeter

Abbildung 2: Frauen ohne eigene Kinder und ihr höchster abgeschlossener Bildungsgrad in Österreich 1920-1960 (Burkimsher & Zeman 2017, S. 212).

Frauen in den 1920er und 1930er Jahren in Österreich liegt in den damals eingeschränkten Möglichkeiten, Familie und Beruf miteinander zu Vereinbaren – ein Effekt, der sich bis heute in abgeschwächter Form fortsetzt. Zwar wird das Kinderkriegen staatlich finanziell gefördert (z. B. durch das Kindergeld), allerdings bestehen weiterhin strukturelle Defizite in der Kinderbetreuung – vor allem für Eltern mit Kleinkindern, die beruflich aktiv bleiben möchten. So haben laut Statistik Austria (2024b) nur etwa 60 Prozent der unter Fünfjährigen einen Betreuungsplatz, der es ermöglicht, dass beide Elternteile einer Vollzeitbeschäftigung nachgehen können.

Dass ein längerer Bildungsweg das Großziehen und Versorgen eines Kindes erschwert, ist ein weiterer zentraler Aspekt. Besonders Frauen erleben die Doppelbelastung aus beruflicher Qualifikation und familiärer Verantwortung als schwer vereinbar. Der Unterschied zwischen jungen Frauen mit tertiärer Bildung (15 % ohne Kinderwunsch im Alter von 19–34 Jahren) und der tatsächlichen Kinderlosigkeit bei über 45-Jährigen mit gleichem Bildungsniveau (27 %) verdeutlicht, dass sich dieser Effekt mit zunehmendem Alter und Berufseintritt verstärkt (Burkimsher & Zeman 2017, S. 133). Ein besonders deutliches Beispiel für diesen Zusammenhang zeigte sich bei Akademikerinnen im Wissenschaftsbetrieb. In einer Studie von Berghammer et al. (2016) wurde deutlich, dass hochgebildete Frauen in wissenschaftlichen Berufen häufiger kinderlos blieben als Frauen mit ähnlicher Bildung außerhalb der Wissenschaft. Gründe dafür waren unter anderem prekäre Arbeitsverhältnisse, die schwierige Vereinbarkeit von Forschung und Familie

sowie eine starke intrinsische Arbeitsmotivation. Hinzu kam, dass Wissenschaftlerinnen meist Partner:innen mit ähnlichem Bildungsniveau haben – häufig ebenfalls in der Forschung tätig –, was eine gemeinsame oder partnerschaftliche Betreuung von Kindern zusätzlich erschwerte. Im Gegensatz dazu hatten männliche Wissenschaftler häufiger Partner:innen, die einer Teilzeitbeschäftigung nachgingen und somit vermehrt familiäre Aufgaben übernehmen konnten. Dieses Ergebnis zeigt, dass vor allem hochgebildete Frauen, insbesondere in akademischen Berufen, ihre berufliche Entwicklung häufiger zugunsten der Familienplanung einschränken müssen, während dies bei ihren männlichen Kollegen deutlich seltener der Fall ist.

Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede setzen sich auch bei allgemeinen Bildungs- und Karriereverläufen fort: Frauen mit höherer Bildung äußern seltener einen Kinderwunsch, da sie häufiger die Erfahrung machen, berufliche Ambitionen nur schwer mit Pflege- und Erziehungsarbeit vereinbaren zu können. Bei Männern hingegen steigen mit höherer Bildung und stabiler Erwerbsbiografie die Chancen auf Elternschaft. Männer mit niedriger Bildung und geringem Einkommen hingegen haben, wie oben bereits beschrieben, insgesamt eine geringere Wahrscheinlichkeit, im späteren Leben eigene Kinder zu bekommen (Tocchioni 2018).

Wie der Bildungsstand das Fertilitätsverhalten von Personen beeinflusst, lässt sich in Folge auch auf deren Einkommens- und Berufssituation übertragen. Dies ist für die Erforschung von Gründen gegen die eigene Elternschaft ausschlaggebend, da die finanzielle Lage nachweislich Einfluss auf die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder hat (Heuschkel & Rahnfeld 2023). So lag 2023 die Erwerbstätigenquote von Frauen im Alter zwischen 15 und 64 Jahren bei 70,36 %, während sie bei Männern 77,9 % betrug. Damit liegt Österreich zwar über dem EU-Durchschnitt bei der Frauenerwerbstätigkeit, doch zeigt sich auch hier ein bekanntes Muster: Die Teilzeitquote von Frauen ist mit 50,6 % besonders hoch (Statistik Austria 2024a). Laut Statistik Austria gaben Frauen im Alter zwischen 30 und 44 Jahren als Hauptgrund für eben diese Teilzeitbeschäftigung die Betreuung von Kindern an – bei Männern traf dies nur auf 18,7 % zu.

Teilzeitarbeit wird damit für viele Frauen zur Notwendigkeit, um Familie und Beruf zu vereinbaren, was wiederum zu finanziellen Nachteilen führt. Dies betrifft nicht nur das laufende Einkommen, sondern hat auch langfristige Auswirkungen auf die Pensionshöhe. Diese Problematik der

eingeschränkten Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen wurde bereits in früheren Abschnitten dieser Arbeit im Zusammenhang mit höherer Bildung thematisiert. Zusätzlich dazu äußerten viele Frauen Unzufriedenheit mit der Verteilung von Haus- und Familienarbeit. Laut einer 2023 veröffentlichten Studie berichtete fast ein Viertel der befragten Frauen in heterosexuellen Partnerschaften mit Kindern unter zwölf Jahren, dass sie eine ungerechte Aufgabenverteilung im Alltag erleben (Geserick et al. 2023). Auch Peuckert (2019) beschrieb, dass nach der Geburt eines Kindes häufig eine Rückkehr zu traditionellen Rollenbildern erfolge (S. 241).

Vor allem Frauen mit hohem Bildungsabschluss nehmen längere Karenzzeiten in Anspruch, wie eine quantitative Studie von Jaksztat et al. (2025) zeigt. Dies bedeutet nicht nur finanzielle Einbußen, sondern kann sich auch negativ auf den beruflichen Werdegang auswirken. Dieser Befund knüpft eng an die zuvor besprochenen Erkenntnisse zur höheren Kinderlosenquote bei gebildeten Frauen an. Die bewusste Entscheidung gegen eigene Kinder erfolgt in vielen Fällen demnach aufgrund des Wissens um die damit einhergehenden finanziellen und strukturellen Nachteile.

Weiters gilt eine stabile Partnerschaft für viele Menschen als notwendige Voraussetzung für die Entscheidung zugunsten eigener Kinder (Krätschmer-Hahn 2012). Umgekehrt kann das Fehlen einer stabilen Beziehung zu einer bewussten Entscheidung gegen Elternschaft führen. Zwar steigt die Zahl der Privathaushalte in Österreich seit 2005 kontinuierlich an, was jedoch nicht zwangsläufig bedeutet, dass die Betroffenen alleinstehend sind. Dennoch ist für viele das gemeinsame Wohnen ein zentrales Kriterium für eine Familiengründung (Heuschkel & Rahnfeld 2023).

Auffällig ist, dass Akademikerinnen laut Krätschmer-Hahn (2012) häufiger allein leben als akademisch gebildete Männer. Die Bildungsdifferenz innerhalb einer Partnerschaft spielt insbesondere in heterosexuellen Partnerschaften eine Rolle: Frauen mit höherem Bildungsgrad bekommen seltener Kinder, wenn ihre Partner einen niedrigeren Bildungsstand haben (Bauer & Jakob 2010; Peuckert 2019, S. 231). Auch Tocchioni (2018) hebt hervor, dass instabile oder späte Partnerschaften ein zentraler Grund für Kinderlosigkeit sind. Ihre Analyse entlang der Variablen Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft belegt den engen Zusammenhang zwischen individuellen Lebensumständen und Fertilitätsentscheidungen.

Wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass der demographische Trend zu weniger Kindern nicht automatisch bedeutet, dass es gesellschaftlich anerkannt wäre, keine Kinder zu bekommen. Eine 2014 anhand der Daten der dritten Welle des ESS 2006 ausgewertete Studie (Rijken & Merz 2014) fand heraus, dass Stigmatisierung von bewusst kinderfrei lebenden Frauen in Ländern mit mehr Gleichberechtigung weniger intensiv war als jene von Männern. Die Forscherinnen untersuchten hierfür eine wichtige Lücke in der bis dahin bestehenden Forschung: die Unterschiede in der gesellschaftlichen Bewertung von Frauen und Männern, die beabsichtigen, keine eigenen Kinder bekommen. Bis zu dieser Forschung wurden primär die gesellschaftlichen Vorurteile gegenüber Frauen, die ein kinderfreies Leben führen, untersucht, jedoch nicht, wie die jeweilige Gesellschaft auf Männer, die dieses Leben führen, blickt. Dabei fanden sie heraus, dass die Stigmatisierung je nach Fortschritt der Gleichberechtigung in einem Land sinkt (ebd. S. 475). Eine ausgeprägtere Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern bedeutet demnach eine geringere Stigmatisierung von kinderfreien Personen. Dieser Effekt lässt sich vor allem bei Äußerungen von Frauen über andere Frauen nachweisen. In Ländern, in denen die Gleichberechtigung als besonders fortgeschritten gilt (Schweden und Finnland) werden hingegen Männer, die kinderfrei leben, eher von Frauen stigmatisiert als Frauen, die sich für ein Leben ohne Kinder entschieden haben. Für Österreich fällt dieser *Doppelstandard* im europäischen Vergleich gering aus (ebd. S. 476).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Fertilitätsentscheidungen das Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels historischer, biografischer, sozialer und struktureller Faktoren sind. Sie entstehen nicht in einem Vakuum, sondern sind eng verknüpft mit der individuellen Lebensplanung, dem Arbeitsverhältnis, der Bildungsbiografie und der Partnerschaftssituation zum Zeitpunkt der Befragung. Die weiteren Gründe für gewollte oder ungewollte Kinderlosigkeit sind dabei vielschichtig: Sie reichen von dem Wunsch nach persönlicher Freiheit, Selbstverwirklichung und autonomer Freizeitgestaltung über finanzielle Überlegungen und Karriereplanung bis hin zu gesundheitlichen Aspekten, einer fehlenden Partnerschaft oder einer instabilen Beziehung. Diese Gründe sind eng mit den individuellen Lebensumständen, dem persönlichen sozialen Umfeld und Rahmenbedingungen wie dem Arbeitsmarkt oder der Familienpolitik verflochten. Vor allem Bildung spielt eine zentrale Rolle – insbesondere für Frauen, die häufiger als Männer ihre beruflichen Perspektiven und die Vereinbarkeit von Familie und Arbeit reflektieren müssen und dadurch teilweise bewusst kinderfrei bleiben.

Zusätzlich ist bei dem Diskurs zur Kinderfreiheit zwischen endgültiger und temporärer zu unterscheiden. So bedeutet endgültige Kinderfreiheit, dass sich eine Person dafür entscheidet ohne eigene Kinder zu bleiben, nachdem sie biologisch keine leiblichen Kinder mehr zeugen kann (Hess 2023). Bei Frauen bedeutet dies etwa ein Jahr nach der Menopause – in der Forschungsliteratur ab 45 Jahren (Kreyenfeld und Konietzka 2013, S.20). Bei Männern ist dieses Zeitpunkt nicht einheitlich zu bestimmen (ebd.). Dabei ist der Wunsch, keine bzw. eigene Kinder zu haben, kein gleichbleibender Zustand, sondern ein dynamisches Konzept, das sich im Laufe des Lebens verändern kann und häufig von Ambivalenz geprägt ist. So bedeutet ein temporärer Kinderwunsch, dass dieser im Moment besteht und sich in der Zukunft auflösen kann. Ebenso kann sich aus einer ablehnenden Haltung ein Wunsch nach Elternschaft entwickeln (Sobotka & Zeman 2023). Die Forschung betont daher zunehmend die Bedeutung biografischer Entwicklungen und individueller Lebensverläufe. Darüber hinaus zeigen Studien, dass der Kinderwunsch nicht nur langfristigen biografischen Entwicklungen, sondern auch kurzfristigen emotionalen Einflüssen unterliegt. Faktoren wie individuelle Lebensumstände, Alter, Geschlecht und psychosoziale Faktoren sind eng mit der Stabilität oder Veränderung der Fertilitätsintention verknüpft (Kuhnt et al. 2021). Zusammengefasst erfordert die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Kinderfreiheit darum eine Betrachtungsweise, die die individuellen Lebensentscheidungen genauso berücksichtigt wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Wertvorstellungen.

3.Theorie

Die Entscheidung, keine eigenen Kinder zu bekommen, ist kein individuelles Phänomen, sondern eng mit gesellschaftlichen Strukturen, Erwartungen und kulturellen Entwicklungen verwoben. Um diese komplexe Frage individueller Beweggründe bei der Fertilitätsentscheidung auf sozialer Ebene analysieren zu können, bedarf es mehr als einer einzigen theoretischen Perspektive. In dieser Arbeit werden daher zwei theoretische Ansätze herangezogen, um die Entscheidung gegen eigene Kinder zu beleuchten: der Ambivalenzbegriff nach Zygmunt Bauman sowie die Individualisierungsthese Ulrich Becks. Zunächst wird der bereits im Forschungsstand erwähnte Ambivalenzbegriff dargestellt, der verdeutlicht, wie das Handeln von Individuen in der

postmodernen Gesellschaft von widersprüchlichen Erwartungen geprägt ist. Anschließend folgt die Erläuterung der Individualisierungsthese, die den Wandel von Lebensentwürfen bespricht. Abschließend werden die Zusammenhänge beider Ansätze herausgearbeitet, die Verbindung zur Forschungsfrage wird dabei kontinuierlich im gesamten Kapitel beleuchtet.

3.1 Theorie der Ambivalenz

Möchte man sich im sozialwissenschaftlichen Kontext mit Fertilitätsentscheidungen auseinandersetzen, führt kaum ein Weg am Begriff der Ambivalenz vorbei. Soziologisch verstanden beschreibt Ambivalenz einen inneren Konflikt zwischen einer ausgeführten Handlung und ihrer (eigenen oder sozialen) Bewertung (Junge 2014). Damit unterscheidet sie sich wesentlich von Ambiguität, mit der sie häufig verwechselt wird. Während Ambivalenz eine konflikthafte Bewertung betrifft, bezeichnet Ambiguität vielmehr die Uneindeutigkeit oder Nicht-Zuordenbarkeit eines Phänomens zu einer bestimmten Kategorie. Beide Begriffe sind laut Junge (2000), der sich auf die Theorien Zygmunt Baumanns bezieht, grundlegend für das menschliche Bedürfnis, Ordnung in das natürlich gegebene Chaos bringen zu wollen. Bauman (1998) zufolge ist dieses Verlangen nach Ordnung ein wesentliches Merkmal der Moderne. Da jedoch eine vollständige Ordnung der Welt nicht möglich ist, sehen sich Menschen gezwungen, Regeln und Gesetze zu konstruieren, um Kategorien zu schaffen, in die sie Erfahrungen und soziale Rollen einordnen können. Ebenjene Kategorien vermögen allerdings aus Gründen der Ambiguität und der Ambivalenz nur begrenzt Ordnung zu schaffen.

Genau an dieser Stelle setzt, in Bezug auf die Frage nach der eigenen Elternschaft, der Ambivalenzbegriff an. In der postmodernen Gesellschaft existieren diesbezüglich meist nur binäre Zuschreibungen: Personen mit Kindern und solche ohne – sei es gewollt oder ungewollt. Doch wie dem oben besprochenen Forschungsstand zu entnehmen ist, verschieben Personen vermehrt die Entscheidung über eigene Kinder so lange, bis diese – teils jenseits der eigenen Kontrolle – durch biologische Faktoren wie Fertilität (un)freiwillig getroffen wird.

Ergänzend hierzu sind auch die Überlegungen Robert K. Mertons zur Ambivalenz relevant. Der Soziologe beschreibt Ambivalenz als eben jenen Zustand der Konflikthaftigkeit zwischen der institutionalisierten Erwartung an eine Person und der Person selbst (Merton 1976). Im Zentrum

steht dabei der Widerspruch zwischen gesellschaftlichen Rollenerwartungen und dem persönlichen Handeln des Individuums¹. Im Kontext der Frage nach eigenen Kindern kommt durch diese Betrachtungsweise unweigerlich der Gedanke an die Rollenerwartungen an Mütter und Väter (aber auch an Großeltern und Familienmitglieder). Die Gesellschaft – mit generationalen Unterschieden – erwartet es demnach von Personen, eine Partnerin oder einen Partner zu finden und im Idealfall zwei Kinder zu bekommen (Schmidt & Buchebner-Fesrstl 2023).

Eine Identität – im Sinne der Rolle als Mutter bzw. Vater – zu entwickeln, ist in der postmodernen Gesellschaft nach Bauman kein zentrales Ziel des individuellen Lebenswegs mehr. Um diesen Wandel zu verstehen, ist es notwendig, kurz auf den Übergang von der Moderne zur Postmoderne in Baumans Überlegungen einzugehen. In der Moderne versuchte der Staat, gesellschaftliches Leben zu ordnen, zu kontrollieren und in klare Kategorien zu fassen – ein Versuch, der zwangsläufig mit Ambivalenz einherging. Diese vormals staatliche Ambivalenz wird in der Postmoderne zu einer privaten. Während der Staat einst das Ziel verfolgte, Bürger:innen zu formen, hat er sich in der Postmoderne weitgehend aus der individuellen Lebensführung zurückgezogen. Anstelle der Bürger:innen sollen nun Konsument:innen geformt werden (Junge 2014). Bauman (1998) bezeichnet diesen Übergang als „*Liquid Modernity*“: Der Staat kontrolliert heute primär Märkte und Gesetze, nicht jedoch die individuellen Entscheidungen der Menschen. Ambivalenz wird kurz gesagt zur Privatsache.

Diese Entwicklung hat zur Folge, dass Individuen die Suche nach einer festen Identität – etwa diejenige einer *guten Mutter* – nicht mehr als Lebensziel empfinden. Stattdessen rückt der Prozess des Suchens selbst in den Mittelpunkt (Junge 2014, S.80). Demnach ist nicht mehr die einnehmbare soziale Rolle, sondern der Weg das Ziel. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch das Phänomen des aufgeschobenen Kinderwunsches deuten: Das Festlegen auf eine eindeutige Identität soll vermieden und möglichst viele Optionen offengehalten werden. Identität durch Elternschaft wird nicht mehr angestrebt, sondern aktiv umgangen.

¹ Merton gibt hier das Beispiel der „*apprentic love*“ – der ambivalenten Beziehung zwischen Lehrer und Schüler (ebd. S.4).

Bauman beschreibt den Menschen der Postmoderne passend hierzu mit den Metaphern des Touristen und des Vagabunden (Bauman 1997). Beide Figuren kennzeichnet und verbindet die ständige Bewegung. Sowohl der Tourist als auch der Vagabund sind ungebunden und können von Ort zu Ort (von Lebensentscheidung zu Lebensentscheidung) wandern. Allerdings kann der Tourist selbstbestimmt wählen, wo er wie lange verweilt, während der Vagabund nirgendwo länger bleiben kann und zu ständiger Bewegung gezwungen ist. Beide erleben ihr Leben als fragmentarisch und sind durch Ambivalenz geprägt: Sie müssen oder können sich nicht festlegen, nicht sesshaft werden. Wie Bauman in „Unbehagen in der Postmoderne“ (1999) schreibt, führen zu viele Wahlmöglichkeiten zu einem Gefühl von Unbehagen – jener Unsicherheit, die er mit dem Begriff der Ambivalenz beschreibt. Menschen können demnach gar nicht anders, als auf der Suche nach ihrem persönlichen Glück ständig neue Entscheidungen zu treffen (Magerski 2015). Die zentrale Spannung hierbei ist das Verhältnis zwischen den Polen Sicherheit und Freiheit (ebd. S. 24), denn der Mensch sucht beides – die persönliche Entscheidungsfreiheit und die Sicherheit – und ist darum in der modernen Gesellschaft für sein eigenes Glück verantwortlich. Dadurch, dass beide Positionen angestrebt werden, ist allerdings das Erreichen keiner der beiden Ausprägungen vollständig möglich. Daraus entsteht wiederum ein permanenter Kompromiss, der weder vollständige Sicherheit noch uneingeschränkte Freiheit bietet. Bauman schreibt hierzu: „*Each act is ambivalent in its motives as much as in its consequences*“ (2001, S.42). Nicht nur die Wahl zwischen Freiheit und Sicherheit ist ambivalent, sondern auch die daraus resultierenden Konsequenzen – das Leben mit der getroffenen Entscheidung.

Baumans Ambivalenzbegriff lässt sich aus ebendiesen Gründen auf die Frage der Entscheidung für oder gegen eigene Kinder anwenden. Sich für Kinder zu entscheiden bedeutet, einen bestimmten Lebensweg einzuschlagen – einen, der häufig mit traditionellen Vorstellungen und dem Bedürfnis nach Sicherheit verknüpft ist. Sicherheit meint hier vorgelebte Bilder und Rollen, wie sie im persönlichen Umfeld oder in den Medien sichtbar werden, sowie den *klassischen* Lebensverlauf. Gleichzeitig geht mit dieser Entscheidung oft ein Verlust an persönlicher Freiheit einher – sei es zeitlich, finanziell oder in Bezug auf individuelle Entfaltungsmöglichkeiten. Ein Mittelweg ist meist nur in Form der Aufschiebung oder Ablehnung des Kinderwunsches möglich.

Diese Entscheidungsfreiheit für oder gegen Kinder war historisch nicht immer gegeben: Besonders für Frauen galt über lange Zeit das Muttersein als zentrale Lebensaufgabe. Die heutigen

Wahlmöglichkeiten zwischen unterschiedlichen Lebensentwürfen – etwa zwischen Familie und Karriere oder zwischen Elternschaft und zeitlicher sowie finanzieller Unabhängigkeit – eröffnen neue Freiheiten, bringen jedoch zugleich neue Ambivalenzen mit sich. Denn die Vielfalt der Optionen kann auch Unsicherheit erzeugen: Die Sicherheit der Rolle als Hausfrau und Mutter entfällt, und an ihre Stelle tritt eine Vielzahl an möglichen Wegen und Anforderungen.

Für Männer gilt dies ebenfalls – wenn auch in abgeschwächter Form. Denn die Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung haben sich auch für sie vervielfältigt. Hinzu kommen gesellschaftliche Erwartungen an eine gerechtere Verteilung von Sorgearbeit. Auch wenn diese in der Praxis wenig realisiert wird, kann die Übernahme von Verantwortung für Kinderbetreuung und -erziehung potenziell als Einschränkung individueller Freiheit empfunden werden².

Die heutigen Ansprüche an das eigene Leben – insbesondere die Forderung nach Selbstverwirklichung – sind nach Bauman (1999) ein Symptom der Postmoderne. Menschen werden vom Staat nicht mehr in feste Rollen gedrängt (wie im historischen Rückblick des Forschungsstandes beschrieben), sondern sollen sich als Konsument:innen entfalten. Sie sollen arbeiten, um Einkommen zu erzielen, und parallel dazu Freizeit haben, um dieses Geld auszugeben. Zugleich wird von ihnen erwartet, Kinder zu bekommen – um damit die nächste Generation von Konsument:innen hervorzubringen. Ambivalenz wird, so argumentiert diese Masterarbeit, in der neoliberalen Gesellschaft verstärkt zum Symptom im Kontext der individuellen Fertilitätsentscheidung. Einzelpersonen gelten heute als selbstverantwortlich für ihr Glück – und müssen daher auch selbst entscheiden, ob sie ihr Leben mit Kindern oder ohne Kinder gestalten wollen. An eben dieser Stelle setzt die zweite Theorie, auf der diese Arbeit aufbaut, an.

3.2 Individualisierungsthese

Ulrich Becks Individualisierungsthese bietet ebenfalls einen reichhaltigen theoretischen Grundstein für die Beantwortung der Forschungsfrage. Im Zentrum seiner Überlegungen steht die individuelle Suche nach einem „*guten Leben*“ und die damit verbundenen Erwartungen an das Selbst (Beck 1994). Beck argumentiert, dass die Individualisierung der Gesellschaft bereits nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen habe, da sich zu dieser Zeit erste Ablösungen von Individuen aus

² Selbstverständlich gibt es Männer, die gerne Väter sein wollen und diese Rolle auch ausleben wollen.

ihren Herkunftsfamilien und -verhältnissen nachzeichnen lassen. Diese Emanzipation aus der sozialen Klasse, in die man hineingeboren wurde, erklärt sich vor allem durch die zunehmende Individualisierung des Arbeitsmarktes. Dieser wiederum wird durch den Wandel der Konkurrenzverhältnisse, den individualisierten Bildungsweg und – im Hinblick auf die Forschungsfrage besonders relevant – durch individuelle Mobilität (sowohl örtlich als auch sozial) beeinflusst. Damit einher geht ein Bedeutungsverlust traditioneller Bindungsmuster von Herkunft und Klasse, während die individuelle Lebensführung zunehmend in den Fokus rückt.

Doch die Loslösung von traditionellen Mustern und Werten birgt nicht nur Chancen, sondern auch ein erhebliches Risiko der Unsicherheit (ebd., S. 44), da die eigenen Erwartungen wachsen und auf reale gesellschaftliche Grenzen und systemische Barrieren stoßen können. Zwar konnte Beck 1994, als die Erstauflage seiner Theorie erschien, den knapp 30 Jahre später vorherrschenden Neoliberalismus noch nicht voraussehen – seine Überlegungen lassen sich jedoch unverkennbar auf diesen übertragen, insbesondere hinsichtlich der Vorstellung, dass Individuen *ihres Glückes Schmied* sind. Die beschriebenen vielfältigen Möglichkeiten der Lebensgestaltung – unabhängig von Herkunftsverhältnissen – führen dazu, dass Individuen zunehmend dazu angehalten werden, sich anzustrengen und aktiv an ihrem „*persönlichen Schicksal*“ zu arbeiten (ebd., S. 47). Was genau dieses „Schicksal“ jedoch beinhalten soll, bleibt offen. Glück kann viele Facetten haben, die jedoch nicht alle gleichzeitig verwirklicht werden können. Die individuelle Lebensführung gewinnt weiter an Bedeutung, Interessen erscheinen frei wählbar und das Leben soll entsprechend individuell gestaltet werden. Diese Wahlfreiheit ist jedoch nur bedingt gegeben, da Risiken zunehmend individuell getragen werden müssen und gesellschaftliche Krisen folglich als persönliche Probleme erscheinen (ebd., S. 58).

Diese Überlegungen sind auch im Hinblick auf die Frage nach den individuellen Gründen, sich gegen eine eigene Elternschaft zu entscheiden, relevant. Die Vielzahl möglicher Lebensentwürfe und die Unmöglichkeit, sie alle gleichzeitig zu verwirklichen, können zu einem Gefühl der Überforderung oder des Unwohlseins führen. Lebensziele – insbesondere von Frauen – sind nicht mehr vorgegeben, sondern können sich abhängig von individuellen Interessen und Rahmenbedingungen entwickeln. Beck schreibt hierzu:

„In den fünfziger und sechziger Jahren haben die Menschen auf die Frage, welche Ziele sie anstreben, klar und eindeutig geantwortet: in den Kategorien eines »glücklichen« Familienlebens, mit Plänen für das Einfamilienhaus, das neue Auto, die gute Ausbildung für die Kinder und die Erhöhung des Lebensstandards. Heute sprechen viele hier eine andere Sprache, die – zwangsläufig vage – um die Suche nach einer eigenen Individualität und Identität kreist, die »Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten« und das »In-Bewegung-Bleiben« zum Ziel hat.“ (ebd. S. 55)

Ehemals angestrebte Lebenspfeiler – wie Partnerschaft, Ehe, Kinder oder das Eigenheim – treten zunehmend in den Hintergrund individueller Lebensentwürfe. Sie werden vom Bedürfnis nach persönlicher Selbstverwirklichung abgelöst. Das persönliche Potenzial soll ausgeschöpft, das Leben so individuell und selbstbestimmt wie möglich gestaltet werden. Mit dieser Freiheit geht jedoch eine gewisse Ambivalenz und Unsicherheit einher: Je mehr Wege offenstehen, desto mehr potenzielle Lebensentwürfe bleiben unerfüllt. Es ist unmöglich, das volle Potenzial des Lebens auszuschöpfen, da stets nur eine begrenzte Anzahl an Zielen gleichzeitig verfolgt werden kann. Infolgedessen – wie im Forschungsstand bereits beschrieben – wird der Kinderwunsch oft aufgeschoben oder sogar vollständig abgelehnt. Denn Kinder bedeuten insbesondere für Frauen und deren berufliche Perspektiven eine Einschränkung der Wahlmöglichkeiten. Dieses daraus entstehende Unglück der Vielzahl an Optionen zur Gestaltung des eigenen Lebens, die nicht alle realisiert werden können, nennt Beck das *„Labyrinth der Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung“* (S. 55).

Vorgelebte Normbiografien werden zu sogenannten Bastel-Biografien, wie Beck-Gernsheim (1994) im Zusammenhang mit dem Wandel von Familienformen festhält. Dies gilt insbesondere für Frauen und den Wandel ihrer Autonomie, der sich seit der Zeit vor der industriellen Revolution bis in die Moderne und Postmoderne vollzogen hat. Dank der durch die Individualisierung eröffneten Wahlmöglichkeiten im beruflichen Bereich sowie der Etablierung eines sozialen Auffangnetzes durch den Staat, konnten und können Frauen zunehmend selbst darüber entscheiden, wann und mit wem sie Kinder bekommen möchten. Mit dieser Entwicklung gehen neue Lebensplanungen und -entwürfe einher (Beck-Gernsheim 1994). Die „weibliche Normalbiografie“ verändert sich stetig weiter und wird immer individueller gestaltbar (ebd., S. 123).

Ein weiteres Problem, das mit dem Wunsch nach eigenen Kindern einhergehen kann, betrifft die Care-Arbeit und die damit verbundene Planungsarbeit. Die Familie in der Postmoderne lässt sich, wie Beck-Gernsheim schreibt, als eine Art „Kleinunternehmen“ verstehen: Die Termine und Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder müssen aufwändig koordiniert werden (ebd., S. 125). Diese Organisationsaufgabe fällt nach wie vor häufig den Müttern zu, die nicht nur ihren eigenen Arbeitsalltag, sondern auch den der Kinder sowie den Ablauf des Familienlebens als Ganzes planen und strukturieren müssen. Diese mentale Belastung kann – so das Argument dieser Masterarbeit – bereits bei der Lebensplanung eine zentrale Rolle spielen, insbesondere bei der Überlegung, ob man überhaupt eigene Kinder haben möchte. Dies betrifft nicht nur Frauen, sondern auch Männer, die ihre Partnerin entlasten und Verantwortung in der Care-Arbeit übernehmen wollen.

Durch die Individualisierung ist insbesondere ein Wandel in der Lebenslaufplanung von Frauen erkennbar (Geissler & Oechsle 2020). Das eigene Leben wird zunehmend als ein „individuelles Projekt“ verstanden (ebd., S. 139). Diese Perspektive trägt dazu bei, dass Frauen häufig einer Mehrfachbelastung ausgesetzt sind: Einerseits sollen sie sich selbst verwirklichen – sei es über Bildung, berufliche Karriere oder persönliche Interessen –, andererseits wird bei einer potenziellen Familiengründung weiterhin erwartet, dass sie sich zumindest in Teilen selbst zurücknehmen. Infolgedessen sind die Lebensentwürfe, vor allem junger Frauen, zunehmend zukunftsorientiert: Die Entscheidung für (oder gegen) ein Kind wird immer weiter in die Zukunft verschoben, obwohl die eigene Lebensplanung grundsätzlich nur in der Gegenwart stattfinden kann. Diese Verschiebung ist darin begründet, dass Frauen – anders als viele Männer – im Falle einer Geburt meist zumindest zeitweise aus dem Berufsleben und oft auch aus dem sozialen Umfeld heraustreten müssen, um sich um das Kind zu kümmern. In der postmodernen Gesellschaft erscheint dieser Ausblick aus verschiedenen Gründen weniger erstrebenswert als noch vor der Industrialisierung. So geht mit der Gründung einer Familie häufig für zumindest ein Elternteil die individuelle Lebensführung verloren. Damit einher geht nicht nur ein teilweiser Rückzug aus dem Berufsleben, sondern auch der Verzicht auf ein eigenes Einkommen sowie die eingeschränkte Autonomie über die persönliche Freizeitgestaltung. Gleichzeitig wächst die finanzielle und emotionale Abhängigkeit vom Partner bzw. der Partnerin. Geissler und Oechsle argumentieren dement-

sprechend, dass die Planung der Lebensführung junger Frauen in der Postmoderne keinem vorgegebenen Plan mehr folgen kann, da es zwar „*institutionalisierte Rahmenbedingungen*“ (ebd., S.144) gäbe, diese jedoch keine passende Vorlage für (junge) Frauen mehr bieten würde.

Infolgedessen kommt es zu vier neuen Typen der Lebensplanung von Frauen, welche die Forscher:innen unterscheiden: die doppelte, die familienzentrierte, die berufsorientierte sowie die individualisierte Lebensplanung (ebd., S. 152 ff.). Im Hinblick auf die Forschungsfrage – also die individuellen Begründungen von Personen, keine eigenen Kinder haben zu wollen – soll an dieser Stelle ausschließlich der vierte Typus thematisiert werden. Denn dieser Typus der Lebensplanung junger Frauen schließt die Mutterrolle aus, da Selbstbestimmung und -verwirklichung im Zentrum dieses biographischen Entwurfs stehen. Persönliche Entwicklung, häufig im Kontext von Erwerbsarbeit, wird angestrebt, ohne die eigene Autonomie aufgeben zu müssen. Die „*Entwicklung im Rahmen der Berufsarbeit wird als offener, nicht abschließbarer Prozess gesehen*“ (ebd. S. 162) und aus ebendiesem Grund – der nicht endenden Selbstverwirklichung – gegenüber der Familiengründung priorisiert. Die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder muss demnach, unter Berücksichtigung der eigenen Motive und Lebensziele, bewusst getroffen werden. Das zentrale Merkmal dieses Lebensplanungstyps ist die intensive Auseinandersetzung mit den eigenen Erwartungen und Ansprüchen an ein individuell gestaltbares Leben. Diese Auseinandersetzung ist komplex, vielschichtig und häufig widersprüchlich – wie sowohl der theoretische Kontext als auch der Forschungsstand zeigen.

Im Rahmen dieser Masterarbeit baut darum die Theorie der fortschreitenden Individualisierung auf dem sozialwissenschaftlichen Verständnis von Ambivalenz auf. Denn die mit der Individualisierung einhergehende Entscheidungsfreiheit bringt zugleich eine zunehmende Unsicherheit mit sich: Die Möglichkeit, das eigene Leben selbst zu gestalten, bedeutet auch, Verantwortung für die damit verbundenen Konsequenzen zu tragen – und sich mit nicht gelebten Alternativen und der damit einhergehenden Unsicherheit und Unzufriedenheit auseinandersetzen zu müssen.

Mit ebendieser „*Ambivalenz postmoderner Lebensformen*“ beschäftigt sich auch Heiner Keupp (2020, S. 336 ff.), wobei er an Becks Konzept der Individualisierung anknüpft. Keupp beschreibt, dass mit den gesellschaftlichen Umbrüchen der Individualisierung nicht nur die Freiheit

des Einzelnen wächst, sondern zugleich das Risiko, das eigene Leben als unzureichend zu empfinden. Diese Sorge vor einem subjektiv empfundenen Defizit steigt mit der zunehmenden Auflösung von gesellschaftlichen Strukturen und Traditionen. Während früher das soziale Umfeld sowie die damit verbundenen Normen als Orientierung dienten, ist heute für die Ausschöpfung des individuellen Potenzials der Zugang zu vielfältigen sozialen, materiellen und psychischen Ressourcen notwendig (ebd., S. 338 f.). Das Individuum muss sich sein Leben selbst gestalten – ohne vorgegebene Entwürfe, aber auch ohne verlässliche Sicherheiten.

Diese Ambivalenz zwischen der Verwirklichung des eigenen Selbst und der potenziellen Selbstaufgabe bei der Gründung einer eigenen Familie ist ein zentraler theoretischer Aspekt für die Bearbeitung der Forschungsfrage. Das Gefühl, sein eigenes Potential in einer Gesellschaft, die vermittelt, dass es unzählige verschiedene Lebensentwürfe und Möglichkeiten gibt, gleichzeitig jedoch institutionelle Rahmenbedingungen setzt und suggeriert, dass alle Individuen trotz individueller materieller, sozialer und psychischer Ressourcen gleich seien, verwirklichen zu müssen, schafft eine innere Zerrissenheit, die dazu führen kann, keine eigenen Kinder bekommen zu wollen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Peuckert (2012, S. 261), wenn er schreibt, dass Kinderlosigkeit nicht ausschließlich das Ergebnis der aktiven und reflektierten Entscheidung von Paaren und Einzelpersonen gegen die eigene Elternschaft ist, sondern durchaus die Folge des Aufschiebens der betreffenden Entscheidung sein kann. Ebenso nennt er die Konflikte, die sich zwischen den persönlichen Interessen und Freiräumen sowie den finanziellen Gegebenheiten und einem möglichen Kinderwunsch ergeben können. Diese – etwas aktuellere – Anwendung der Individualisierungsthese verdeutlicht die Notwendigkeit, diese Theorie in die Masterarbeit mit einzubeziehen³.

Zusammenfassend kann davon ausgegangen werden, dass beide Theorien die Überlegungen dieser Masterarbeit stützen und die Auseinandersetzung mit diesen unerlässlich für die Beantwortung der Forschungsfrage ist. Die Berücksichtigung des Konzeptes der Ambivalenz zusammen

³ An dieser Stelle ist eine spannende Beobachtung einer Forschung (Schneider, 1996), die Peuckert bespricht, zu erwähnen: Die Tatsache, dass sich in Ehen, die gezielt kinderlos bleiben wollen, genannt „bewusst kinderlose Ehen“, primär die männlichen Partner bestimmt gegen eigene Kinder äußern, während Frauen diese Entscheidung offenhalten wollen (ebd. S. 265).

mit jenem der Individualisierung zeigt, dass die Fertilitätsintention in der postmodernen Gesellschaft nicht so individuell ist, wie sie auf den ersten Blick scheint. Denn auch bei der Befragung von Einzelpersonen müssen grundlegende gesellschaftliche Strukturen mitgedacht werden, wie den wachsenden Verlust traditioneller Lebensmodelle und der Zunahme von Wahlmöglichkeiten für den eigenen Lebensweg. Beides führt – so die theoretische Annahme – vermehrt zu Unsicherheiten bezüglich des eigenen Lebens und des eigenen Potentials. Diese Unsicherheit könnte sich in der Ablehnung oder Aufschiebung des eigenen Kinderwunsches niederschlagen.

Hierfür zeigt Baumans Konzept der Ambivalenz, dass die Entscheidung für oder gegen die eigene Elternschaft kein reines schwarz-weiß-Denken ist, sondern durchaus mit dem Begriff der Ambivalenz bezeichnet werden. Die Unsicherheit, mit der die Entscheidung einhergeht, ist von gesellschaftlichen Normen und Erwartungen und gleichzeitig von dem Wunsch nach persönlicher Entfaltung des eigenen Potentials geprägt. Becks Individualisierungsthese ergänzt diesen Begriff, indem sie aufzeigt, wie vermeintlich individuelle biografische Planungen in der postmodernen Gesellschaft vermehrt in die Verantwortung des Einzelnen übergeht. So verstärkt sich die Verunsicherung – vor allem bei Frauen – bei der Entscheidung für oder gegen eigene Kinder.

Die Verbindung beider Theorien verdeutlicht, dass die Ablehnung der eigenen Elternschaft nicht ausschließlich als persönliche Entscheidung betrachtet werden kann, sondern als Folge gesellschaftlicher Veränderungen und der damit einhergehende Wandel der Anforderungen an das eigene Leben. So greifen soziale Unsicherheiten und der Wunsch nach biografischer Freiheit ineinander. Aus diesem Grund liefern die vorgestellten Ansätze den theoretischen Rahmen dieser Arbeit.

4.Methode

Das folgende Kapitel beschreibt die Vorgehensweise dieser Forschungsarbeit sowie die Wahl der Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Ziel ist es, einen klaren Überblick über die gewählten Methoden zu geben und nachvollziehbar zu erläutern, warum diese zur Beantwortung der Forschungsfrage herangezogen wurden. Zunächst wird das Prinzip der Grounded Theory vorgestellt,

da diese Methode die Grundlage für die Datenauswertung bildet. Anschließend wird die Auswahl und Vorgehensweise des Problemzentrierten Interviews, das für die Datenerhebung verwendet wurde, erläutert. Es folgt eine Beschreibung der Entwicklung des Interviewleitfadens sowie der Rekrutierung der Interviewpartner:innen. Das Kapitel schließt mit einer detaillierten Darstellung der Anwendung der Datenauswertung mithilfe der Grounded Theory.

4.1. Überblick über das methodische Vorgehen – Prinzip der Grounded Theory

Für diese Arbeit wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt, das das Erkenntnisinteresse die individuellen Erlebnisse, Einstellungen, Erfahrungen und Motive der einzelnen Interviewpartner:innen in das Zentrum der Forschung stellt. Ziel ist es, nicht nur die manifesten, sondern auch die latenten Begründungen für diese Entscheidung zu erfassen und zu verstehen. Eine solche Analyse latenter Begründungen könnte eine quantitative Arbeit nur eingeschränkt leisten, weshalb die qualitative Herangehensweise die passendere Wahl für diese Arbeit ist. Um die persönlichen Erlebnisse und Einstellungen von Personen, die sich bewusst für ein kinderfreies Leben entschieden haben, nachvollziehbar zu erfassen, wurde die Erhebungsmethode des problemzentrierten Interviews gewählt.

Die Methode der Grounded Theory ist nicht als eine einzige spezifische zu verstehen, sondern als ein grundlegendes Prinzip der qualitativen Datenerhebung und -analyse, dessen Ziel die Entwicklung neuer Theorien ist (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021; Strübing 2014). Aufgrund dieses offenen Forschungsansatzes kann in einem solchen Forschungsvorhaben mit verschiedensten Arten von Datenmaterial gearbeitet werden (Strauss 1998). Die Vorgehensweise dieser Methode lässt sich zudem grob in fünf Phasen gliedern: das theoretische Sampling, das theoretischen Kodieren, der permanente Vergleich, die schriftlichen Begleitung des Forschungsprozesses und schließlich der ständige Vergleich und das Einbeziehen des kompletten Datenmaterials samt geschriebener Memos (z. B. in Form eines Forschungstagebuchs). Das zentrale Merkmal der Grounded Theory ist der zirkuläre Ablauf des Forschungsprozesses, der in die oben genannten

Phasen unterteilt wird, um diese wiederum kreisförmig miteinander zu verbinden. Dadurch können nicht nur Fortschritte im Forschungsprozess erzielt, sondern die Forschungsfrage und weitere Schritte optimal an die neuesten Erkenntnisse und Einblicke angepasst werden. Zur praktischen Umsetzung im Auswertungsverfahren siehe Kapitel 4.6. weiter unten.

4.2. Auswahl der Erhebungsmethode – Problemzentriertes Interview

Als Methode, um die Forschungsfrage zu beantworten, wurde das problemzentrierte Interview (im Folgenden mit PZI abgekürzt) nach Witzel (1982; 2022) ausgewählt. Das PZI eignet sich auf Grund mehrerer wichtiger Eigenschaften besonders gut zur qualitativen Forschung nach den subjektiven Begründungen für die persönlichen Fertilitätsintentionen. Denn im Gegensatz zu anderen Interviewformen ist diese Form ein Prozess, an dem beide Teilnehmer:innen gleichermaßen beteiligt sind. Denn nur durch Kooperation kann die individuelle Sicht und die Lebenswelt der interviewten Person verstanden werden. Für die vorliegende Masterarbeit bedeutet dies, dass die persönlichen Beweggründe für oder gegen eigene Kinder nicht nur erfasst, sondern auch im sozialen und biografischen Kontext nachvollziehbar gemacht werden können. Dadurch ist diese Form des Interviews besonders kommunikativ und flexibel gestaltet, wie im Abschnitt zur Entwicklung des Interviewleitfadens genauer erläutert wird.

Ziel des problemzentrierten Interviews ist es demnach weniger, einen Monolog – wie etwa bei einer biografischen Erzählung – anzustreben, sondern vielmehr, einen verständnisgenerierenden Dialog zwischen der forschenden Person und dem/der Interviewpartner:in zu ermöglichen. Das methodische Ziel des PZI besteht darin, „*die Interviewten von Beginn an möglichst umfassend zu Subjekten der Interviewgestaltung zu machen*“ (Witzel & Reiter 2022, S. 24). Dies bedeutet, dass die interviewte Person eine aktive Rolle einnimmt. Das Interview soll demnach nicht durch ein starres Frage-Antwort-Schema strukturiert sein, sondern offen formuliert und von der Erzählung und der Erzählweise der Befragten Person geleitet werden. Angestrebt wird demnach eine von der interviewten Person thematisch gelenkte Erzählung mit dialogischem Charakter, die tiefe Einblicke in die Lebenswelt der Interviewten ermöglicht (vgl. Helfferich 2011, S. 41). Diese Erzählung wird mittels Einstiegsfrage sowie gezielt eingesetzten, aber nicht zuvor fertig ausformulierten Nachfragen in die Richtung des gewünschten Themengebietes gelenkt. So werden offen

formulierte Fragen gestellt, um den Erzählfluss zu unterstützen. Die Elemente einer offenen Erzählung werden mit jenen eines Leitfadeninterviews verbunden (Scheibelhofer 2008). Mittels ebendiesen spontanen Nach- oder Verständnisfragen seitens der Forscherin bzw. des Forschers, erhält das Interview seinen Dialogcharakter. Diese Nachfragen können Verständnisfragen, aber auch ergänzende Fragen sein. Auch kann durch gezieltes Nachfragen das Interview bei Abschweifungen im Erzählverlauf wieder auf das ursprüngliche Erkenntnisinteresse zurückgelenkt werden.

Vorwissen und Reflexion der eigenen Rolle

Um ein erfolgreiches PZI durchzuführen, ist vor allem eine gründliche Vorbereitung in Form von vorab angeeignetem Wissen ausschlaggebend. Dies erfolgte einerseits anhand der zuvor durchgeführte Literaturrecherche zu den Themen *nicht vorhandener Kinderwunsch* und *Kinderfreiheit* sowie *Kinderlosigkeit*. Das so erworbene spezifische Forschungsvorwissen im Sinne von Witzel und Reiter (2022) ergab sich aus ebendiesen Perspektiven. Dabei ist das Arbeiten mit abstrakten Konzepten in der Sozialforschung üblich (Witzel und Reiter 2022). Es soll die Forschenden für das gewählte Thema sensibilisieren und lediglich als Hilfestellung für den Forschungsprozess dienen. In diesem Sinne konnte ich auf mein eigenes Vorwissen - die „*individuellen Wissensvorräte*“ – als wichtige Ressource im Erhebungs- und Analyseprozess zurückgreifen. Dieses Wissen wurde durch diverse Einflüsse (persönliche biografische Erfahrungen, Erzählungen von Freund:innen und durch Medien wie Fernsehen, Internet, Berichterstattungen, Bücher und social Media) geprägt.

An dieser Stelle sei neben all den Vorteilen, die vorab erworbenes Wissen mit sich bringt, auch Vorsicht geboten. So sollen Vorwissen, Vorannahmen und Ideen nicht dazu führen, dass Interviewer:innen voreingenommen in die Gespräche gehen. Aus Transparenzgründen muss daher meine persönliche Einstellung zum Thema „*eigene Kinder*“ reflektiert werden: Persönlich habe ich mich weder für noch gegen eigene Kinder entschieden. Dennoch ist anzumerken, dass ich mich heute weniger für eigene Kinder interessiere, als dies noch vor Jahren der Fall war. Diese

Tendenz zu einem kinderfreien Leben habe ich während der Forschung sowohl mit meiner Therapeutin als auch in meinem Forschungstagebuch reflektiert.

4.3. Auswahl und Rekrutierung der Interviewpartner:innen

Als Einschlusskriterien für die Interviews galten die aktuelle Kinderfreiheit, der Wunsch Kinderfrei zu bleiben, Deutschsprachigkeit sowie ein Alter zwischen 30 und 45 Jahren. Um möglichst viele potenzielle Interviewpartner:innen zu erreichen, wurde ein Flyer entworfen (Abbildung 3), der an diversen Orten aufgelegt sowie an Freund:innen und Bekannte weitergegeben wurde, damit sie diese ebenfalls verteilen. Das Design des Flyers wurde mittels dem Designprogramm Canva erstellt. Dabei sollten sowohl Grafik als auch Farbgebung ein entspanntes Gespräch symbolisieren, um potenzielle Teilnehmer:innen anzusprechen. Eingangs wurde abgewägt, ob zwei unterschiedliche Flyer für die ursprünglichen Zielgruppen (Menschen mit und ohne aktuellem Kinderwunsch) erstellt werden sollten. Als Forscherin habe ich mich jedoch dagegen entschieden, um auch Unentschlossene anzusprechen. Die Begriffe „Kinderwunsch“ und „Kinderfreiheit“ wurden aus der Forschungsfrage übernommen, insofern sie der Transparenz dienen und Emotionen ansprechen sollten. Die Dauer des Interviews wurde zunächst mit „30-60 Minuten“ angegeben. In der Retrospektive erwies sich diese Zeitangabe jedoch als zu knapp bemessen. In den vorbereitenden Interviews mit den Teilnehmer:innen wurde daher von einer Dauer von etwa 60 Minuten gesprochen.

Die exakten Orte der Rekrutierung bleiben aus Gründen des Datenschutzes der Teilnehmer:innen anonym. Allerdings kann gesagt werden, dass die Flyer in Arztpraxen (Allgemeinmedizin und Frauenheilkunde), Kultureinrichtungen, an Arbeitsplätzen von Freund:innen, in Büchereien und



Abbildung 3: Rekrutierungsflyer der Masterarbeit

Supermärkten im Raum Wien ausgelegt wurden. Ebenfalls wurde der Flyer digital mittels Social-Media (Instagram, WhatsApp und Telegram) geteilt. So konnten fünf Personen als Interviewpartner:innen rekrutiert werden.

Am Ende jedes Interviews wurden die Interviewpartner:innen gefragt, ob sie weitere Personen kennen, die Interesse an einer Teilnahme haben könnten. Zudem wurden Flyer ausgehändigt, um diese weiterzugeben. Durch dieses Schneeballsystem konnten zusätzlich sieben Personen für ein Interview gewonnen werden. So konnten insgesamt zwölf Interviews erfolgreich durchgeführt werden.

Das Rekrutierungsverfahren des Snowball-Sampling bringt neben seinen Vorteilen (Kontaktaufnahme, Weiterempfehlungen) auch Problematiken mit sich. Wie jede Rekrutierungsform wirkt sich das Prinzip des Schneeballsystems auf das Sample aus. So können neben der Beeinflussung von Interviewpartner:innen durch die jeweiligen Empfehlungsgespräche auch Erwartungen geschürt werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S.72). Zudem könnten sich Teilnehmer:innen über den Ablauf und die Inhalte sowie die Forscherin selbst austauschen und so das folgende Interview beeinflussen (Noy 2008). Darüber hinaus entsteht durch die persönliche Weiterempfehlung von Teilnehmer:innen eine selektierte Auswahl dieser. Die Teilnehmer:innen wählen so Personen aus, die sie kennen und selbst für geeignet halten. Hierbei entsteht auch das Problem, dass die Anonymität der interviewten Personen nur schwer gewährleistet werden kann (Tolich 2004). Die Untersuchung des Phänomens von Menschen, die keine eigenen Kinder planen, konnte in dieser Arbeit dementsprechend nur in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen stattfinden (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S.180). So umfasst dieses Sample – mit ein paar wenigen Ausnahmen – einen großen Anteil an Pädagog:innen und Personen, die in der IT-Branche tätig sind. Beide Berufsgruppen sind somit überrepräsentiert. Diese Limitation ist suboptimal. Eine Erweiterung des Samples konnte aufgrund der begrenzten zeitlichen Ressourcen dieser Arbeit allerdings nicht umgesetzt werden, daher ist zu betonen, dass die Ergebnisse dieser Arbeit keine Allgemeingültigkeit anstreben.

4.4. Entwicklung des Interviewleitfadens

Das Ziel der Interviews bestand darin, einen Einblick in die Gedanken und Überlegungen der Befragten hinsichtlich ihrer individuellen Fertilitätsintentionen zu gewinnen. Da das PZI ein halboffenes Interviewverfahren ist, war es notwendig, nicht nur die erzählgenerierende Einstiegsfrage zu formulieren, sondern auch Ad-Hoc Fragen, die das Thema genauer beleuchten. Diese Fragen wurden stichpunktartig bzw. stark vereinfacht festgehalten (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021; Witzel & Reiter 2022). Hierbei war zu beachten, dass der Interviewleitfaden möglichst offen gestaltet sein sollte, da er primär als Gedächtnisstütze und Hilfestellung dient und dabei der Logik des Erkenntnisfortschritts folgt (Witzel & Reiter 2022, S. 113). Dies bedeutet, dass der Leitfaden nicht starr abgearbeitet werden muss, sondern flexibel an den Verlauf des jeweiligen Interviews angepasst werden kann. So könnten Fragen ergänzt oder gegeben falls ausgelassen werden. Witzel und Reiter (2022) empfehlen in diesem Zusammenhang, lediglich die Einstiegsfrage vollständig auszuformulieren, während Ad-hoc-Fragen stichwortartig notiert werden sollten (ebd., S. 112). Die Fragen sollen sprachlich an die interviewte Person angepasst werden. Ebenso soll bei sensiblen oder intimen Inhalten eines Interviews (Traumata, Trauer, Verlust) eine vorformulierte Fragestellung gewählt werden, da einzelne Worte sensibel eingesetzt beziehungsweise vermieden werden sollten.

In diesem Sinne wurde der Interviewleitfaden teils präzise und teils stichpunktartig ausgearbeitet. Dies bedeutet, dass die Einstiegsfrage, wie von Witzel und Reiter empfohlen, ausformuliert wurde, während einzelne, weniger sensible Fragen fragmentarisch festgehalten wurden. Sensible Fragen – wie zum Beispiel die Frage nach dem eigenen Aufwachsen, da diese potenziell traumatische Erzählungen zutage fördern kann – wurden hingegen ausformuliert, wobei eine möglichst sensible Sprache gewählt wurde. Dieser forschungsethischen Herausforderung wurde mittels unmittelbarer Aufklärung vor den Interviews begegnet. Den Teilnehmer:innen wurde sowohl vor als auch während des Interviews immer wieder verdeutlicht, dass sie Fragen verweigern könnten oder diese nicht ausführlich beantworten müssten. Auch wurde für den Fall, dass Teilnehmer:innen psychologische Unterstützung benötigen könnten, Kontakte für psychologische Beratungen in Form einer Liste vorbereitet – diese wurden in der Praxis nicht benötigt und daher nicht an die Befragten ausgehändigt.

Wichtig ist hierbei zu erwähnen, dass nach den jeweiligen Vorgesprächen zu den Interviews die Einstiegsfrage an den/die Interviewpartner:in angepasst wurde. Dies bedeutet, dass zum Beispiel das „Sie“ durch ein „Du“ ausgetauscht wurde, sollte im Vorgespräch bereits das Du-Wort angeboten worden sein. Auch konnten einzelne Ausdrücke einfacher oder umgangssprachlicher ausfallen.

Vorgespräche

Bevor die eigentlichen Interviews durchgeführt werden konnten, war zunächst die Kontaktaufnahme mit potenziellen Teilnehmer:innen sowie ein aufklärendes Vorgespräch erforderlich. Dieses konnte telefonisch, per E-Mail oder über soziale Medien wie WhatsApp oder Telegram erfolgen. In den meisten Fällen wurden die Interviewpartner:innen mittels Nachrichten (SMS oder WhatsApp) über das Forschungsvorhaben informiert. Das Vorgespräch diente einerseits organisatorischen Zwecken, wie der Termin- und Ortsfindung, andererseits dazu, die Teilnehmer:innen kurz kennenzulernen und einen Eindruck ihrer sprachlichen Ausdrucksweise zu gewinnen (beispielsweise, ob sie mit „Sie“ oder „Du“ angesprochen werden möchten). Im Rahmen des Vorgesprächs wurde den Teilnehmer:innen außerdem kurz erklärt, dass es sich bei den Interviews um offene Gespräche handelt, in denen ihre persönlichen Sichtweisen, Erfahrungen und Entscheidungsprozesse rund um das Thema „eigene Kinder“ im Mittelpunkt stehen. Es wurde betont, dass ihre persönlichen Sichtweisen und Gedanken bedeutsam für die Beantwortung der Forschungsfrage wären und es keine richtigen oder falschen Antworten gäbe. So wurden die Teilnehmer:innen ermutigt, frei und ungezwungen zu erzählen. Die so im Vorgespräch gewonnenen Informationen wurden anschließend im Interview aufgegriffen und die Hinweise wiederholt.

Nach Abschluss des Vorgesprächs wurde den jeweiligen Interviewpartner:innen die Teilnehmer:inneninformation sowie die Einwilligungserklärung zur Teilnahme an den Interviews per Mail oder WhatsApp übermittelt. Die Dokumente enthalten Informationen über den Zweck der Studie, den Ablauf des Interviews, den Umgang mit den erhobenen Daten, deren Pseudonymisierung sowie die Freiwilligkeit der Teilnahme. So hatten die Teilnehmer:innen ausreichend Zeit, die Unterlagen zu lesen und die Einwilligungserklärung zu unterzeichnen – in der Praxis lagen zwischen Erstgespräch und Interview eine Woche. Bei Nachfragen seitens der Teilnehmer:innen bestand die Möglichkeit, diese entweder telefonisch oder unmittelbar vor Beginn des Interviews

zu klären. In der Praxis wurde die Einwilligungserklärung unmittelbar vor den Interviews gemeinsam vor Ort durchgesehen – auch dann, wenn die Interviewpartner:innen keine offenen Fragen äußerten. Ziel dieses gemeinsamen Besprechens war es, Unsicherheiten zu beseitigen und sicherzustellen, dass sich die Teilnehmer:innen vollständig informiert und wohl fühlten, bevor sie ihre Zustimmung zur Teilnahme gaben.

Vorbereitung der Interviews

Durch das Prinzip der Offenheit konnte die Abfolge der Fragen, die Ausdrucksweise (z. B. Anrede „du“/„Sie“ oder Dialekt/Standardsprache), das generelle Sprachniveau sowie der thematische Schwerpunkt (Kinderwunsch oder nicht) an die jeweilige Person angepasst werden, um das Interview angenehm, verständlich und auf Augenhöhe zu gestalten. In der Praxis wichen nahezu alle Interviews in ihrer Reihenfolge der besprochenen Themen vom Leitfaden ab – ganz im Sinne der Methodik. So erzählte zum Beispiel ein Teilnehmer bereits zu Beginn des Interviews ausführlich von Kindheitserfahrungen – ein Thema, das im Leitfaden erst zu einem späteren Zeitpunkt vorgesehen war. Das Prinzip der Offenheit ermöglichte es, diesen Impuls direkt aufzugreifen.

Vor Beginn des Interviews wurden die Teilnehmer:innen nochmals auf die Wahrung der Vertraulichkeit hingewiesen und es wurde Raum für mögliche Nachfragen bezüglich der Einwilligungserklärung und der Teilnehmer:inneninformation geschaffen. Zudem wurde die Pseudonymisierung der Daten erläutert. Namen oder Orten wurden demnach im Transkript mit eckigen Klammern unkenntlich gemacht (z. B. [Name der Partnerin], [anderes Bundesland]). Es wurde Zeit eingeplant, um Unsicherheiten oder Bedenken der Teilnehmer:innen zu besprechen und es zu ermöglichen, Nachfragen zu stellen. Dadurch sollte es dem:der jeweiligen Interviewpartner:in ermöglicht werden, sich frei und ungezwungen äußern zu können. Ebenso wurde darauf hingewiesen, dass die Teilnahme freiwillig und jederzeit ohne Angabe von Gründen beendet oder zurückgezogen werden könne. Als Deadline für den möglichen Rückzug eines Interviews wurde der 1. August 2025 angegeben – die Interviews fanden im Zeitraum von Dezember 2024 bis März 2025 statt. Keine der interviewten Personen machte von diesem Recht Gebrauch und alle geführten Interviews konnten in voller Länge zur Analyse herangezogen werden.

Einstiegsfrage und Themenblöcke

Die Einstiegsfrage wurde bewusst offen und als Erzählaufforderung formuliert. So lud sie die interviewte Person ein, frei und ungezwungen über das sehr persönliche Thema der eigenen Fertilitätsintentionen zu sprechen.

Einstiegsfrage: *Bitte erzählen Sie (erzähle) mir alles, was Ihnen (dir) zu dem Thema „eigene Kinder“ einfällt.*

Die Formulierung gab eine thematische Richtung vor und ließ zugleich alle Antwortmöglichkeiten offen. Diese Offenheit sollte Raum für individuelle Interpretationen, Erfahrungen und Gedanken schaffen, ohne die Erzählung in eine bestimmte Richtung zu lenken. Darüber hinaus ermöglichte die Einstiegsfrage einen ersten Eindruck davon, wie der:die Interviewpartner:in über eigene Kinder dachte oder welche Haltung er:sie zum Thema *Kinderfreiheit* einnahm. Die so gewonnenen Erkenntnisse prägten Verlauf und Schwerpunktsetzung des folgenden Interviews maßgeblich. Informationen, die im Rahmen der Einstiegsfrage genannt wurden (dies gilt auch für alle weiteren Antworten), konnten in der Folge gezielt aufgegriffen werden, um verständnisgenerierende Nachfragen zu stellen oder bestimmte Aspekte zu vertiefen.

Der Interviewleitfaden wurde grundsätzlich in drei Spalten aufgeteilt. In der linken Spalte befand sich die jeweilige Bezeichnung des Blocks. Sie bot einen Überblick über den thematischen Schwerpunkt. In der mittleren Spalte befanden sich die grob formulierten Hauptfragen, während die rechte Spalte mögliche Nachfragen (ebenfalls nur skizzenhaft formuliert) enthielt. Verständnisfragen sowie spontane Nachfragen, die sich während des Interviews ergaben, wurden entweder direkt auf dem ausgedruckten Fragenkatalog oder auf einem gesonderten Notizblatt festgehalten. Es wurde mitgeschrieben, um den Erzählfluss nicht zu unterbrechen und gleichzeitig sicherzustellen, dass wichtige Aspekte im Verlauf des Interviews weiter vertieft werden konnten.

Der erste Block befasste sich mit der Frage des (nicht vorhandenen) Kinderwunsches. Sollte durch die Einstiegsfrage noch nicht deutlich geworden sein, wie die interviewte Person zu diesem Thema stand, wurde die Einstellung an dieser Stelle direkt erfragt. Es ist wichtig zu betonen, dass keine klare Positionierung erwartet wurde. Der Fokus lag hier, wie bereits ausreichend beschrieben, auf den Überlegungen und Entscheidungsprozessen des:der Interviewpartner:in – sei

es ein aktiver Gedankengang bei bestehender Unentschlossenheit oder eine Nachvollziehbarmachung der bereits klar ausformulierten Entscheidung. Im weiteren Verlauf wurde ergründet, welche Einflüsse auf die jeweilige Entscheidung eingewirkt hatten, etwa familiäre, freundschaftliche oder partnerschaftliche Dynamiken. Zusätzlich wurde die eigene Lebensgeschichte abgefragt, um mögliche Ereignisse und Erfahrungen, die zur persönlichen Einstellung gegenüber der Frage nach eigenen Kindern geführt haben, zu beleuchten. Falls die befragte Person bereits eine klare Haltung zu eigenen Kindern hatte, wurde anschließend gefragt, welche Bedeutung diese Einstellung aktuell für den Alltag und die zukünftige Lebensplanung habe.

Der zweite Fragenblock stellte die persönlichen Erfahrungen des:der Teilnehmer:in ins Zentrum des Interviews. Hierbei wurde das eigene Aufwachsen thematisiert sowie persönliche Erlebnisse, die zur Entscheidungsfindung beigetragen haben. Falls der:die Interviewpartner:in in einer Partnerschaft lebt, wurde zusätzlich die Familiengeschichte des Partners oder der Partnerin erfragt, um mögliche Einflüsse auf die getroffene Entscheidung besser zu verstehen. Darüber hinaus wurde geklärt, ob und mit wem die interviewte Person aktuell oder in der Vergangenheit über das Thema „*eigene Kinder*“ gesprochen hat. Sollte dies der Fall sein, wurde auch thematisiert, wie andere Personen die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder beeinflusst haben könnten oder möglicherweise noch beeinflussen. Da dieser Block besonders sensible Themen angesprochen hat, habe ich bei der Formulierung der Fragen und der Interviewführung auf eine einfühlsame und respektvolle Sprache geachtet.

Der dritte Block thematisierte die jeweils gegenteilige Einstellung zum Thema „*eigene Kinder*“. Ziel war es, herauszufinden, welche Begründungen Menschen, die keine Kinder wollen, jenen zuschreiben, die Kinder möchten. Sollte die interviewte Person noch unentschlossen sein, hätte an dieser Stelle nachgefragt werden können, welche Gründe ihrer Meinung nach andere Personen haben könnten, die sich bereits fest für oder gegen Kinder entschieden haben. Diese Fragen dienen dazu, zu ergründen, welche Vorstellungen und Annahmen über die gegenteilige Einstellung und die dahinterliegenden Motive bestehen, da, wie bereits im Forschungsstand besprochen, teilweise Vorurteile vorherrschen könnten.

Nach den drei großen Themenblöcken erfolgte der Abschluss des Interviews. Hier wurde erfragt, ob es noch ergänzende Anmerkungen gäbe oder ob weitere Aspekte bislang nicht zur Sprache

gekommen seien. Einige Interviewpartner:innen erzählten in dieser Phase des Interviews häufig noch Anekdoten, die zu ihrer Entscheidung beigetragen hätten. Nachdem alle vorformulierten Fragen beantwortet wurden, blieb am Ende des Interviews Raum für Nach- und Rückfragen. Diese wurden während des Interviews von mir als Forscherin stichpunktartig notiert und dienten dem vertieften Verständnis sowie der Klärung von Aspekten, die während des Interviews aufkamen und genauer beleuchtet werden sollten. Ziel war es, die Einstellung und Lebensrealität der interviewten Person besser nachvollziehen zu können. Die während des Interviews formulierten Fragen sollten laut Witzel und Reiter (2022) stets einen klaren Bezug zur Forschungsfrage aufweisen und zu deren Beantwortung beitragen. Dabei kann und soll der möglichst genaue Wortlaut der interviewten Person wiedergegeben werden, um ihre Perspektive authentisch und präzise festzuhalten. Um die Relevanz der exakten Wortwahl zu verdeutlichen, wird an dieser Stelle kurz auf ein Beispiel aus einem Interview eingegangen:

„(lacht) Ja i woas ned, ich find des halt (..) so ne krasse Selbstaufgabe (..) und i woas ned ob des guad is (...) jo. (...)“ (Miriam)

Bei der Nachfrage zu dieser Aussage war demnach darauf zu achten, dass die Wortwahl der Interviewpartnerin wiederholt wurde. So wurde das Wort „Selbstaufgabe“ notiert, um mittels dieses Ausdrucks eine Rück- oder Verständnisfrage zu stellen. Wichtig war es in diesem Fall rückzufragen, was die interviewte Person unter „Selbstaufgabe“ verstünde, um ein tieferes Verständnis für die Einstellung zu eigenen Kindern zu erlangen.

Nachdem alle Fragen beantwortet waren und es keine Rückfragen und Anmerkungen mehr seitens der interviewten Person gab, folgte das informelle Abschlussgespräch. Diese Ausschnitte der Interviews flossen nicht mehr in die Auswertung ein, führten allerdings häufig zu informativen Gesprächen. So interessierte es zum Beispiel beinahe alle Interviewpartner:innen, wie ich als Privatperson zu eigenen Kindern stünde. Diese Frage beantwortete ich wahrheitsgemäß und gab zu, mich weder für noch gegen eigene Kinder entschieden zu haben. Bei der Verabschiedung wies ich zudem darauf hin, dass ich noch Teilnehmer:innen suchen würde. Dies stellte sich als besonders fruchtbare Rekrutierungsstrategie heraus.

4.5. Interviewsituationen

Alle Interviews wurden zwischen Dezember 2024 und März 2025 geführt. Da es sich um ein privates und sensibles Thema handelte, wurde jeweils eine möglichst neutrale und störungsfreie Umgebung gewählt. Ziel war es, im Sinne von Helfferich (2011) eine entspannte, aber dennoch künstliche Interviewsituation zu schaffen, die einen klaren Rahmen bietet (ebd., S. 42). Zwei der Interviews fanden mittels der online Plattform „Zoom“ statt, alle weiteren konnten persönlich durchgeführt werden. Hierfür wurde entweder in die Wohnung der Interviewpartnerin, des Interviewpartners eingeladen oder es konnte über die Universität Wien kostenlos ein Gesprächsraum (genannt Gruppenarbeitsraum) der Bibliotheken der verschiedenen Institute gebucht werden.

Während der Interviews wurden von mir Notizen angefertigt, die ausschließlich als Gedächtnisstütze dienten und nicht in die Analyse einbezogen wurden. Diese Form der Dokumentation war essenziell, um auf Gesagtes der Interviewpartner:innen möglichst wortgetreu eingehen zu können. Unmittelbar nach jedem Interview wurde ein kurzes Gedächtnisprotokoll im Rahmen eines Forschungstagebuchs erstellt. Diese Aufzeichnungen dienten als Reflexionsgrundlage, um mögliche Fehler oder Verbesserungspotenziale für zukünftige Interviews zu identifizieren. Die stichpunktartige Mitschrift war somit eine Stütze bei der unmittelbaren Reflexion nach den Interviews. Es wurde reflektiert, welche Aspekte sich als besonders zielführend erwiesen (z. B. Interviewfragen, Nachfragen, Reaktionen) und welche Bereiche optimiert werden könnten. Zudem ermöglichten es diese Protokolle im Sinne der Grounded Theory, eine Reflexion mit der eigenen Rolle als Forscherin und der Position im Forschungsfeld anzustoßen.

Für die darauffolgende Datenanalyse wurden alle Interviews mittels Diktiergerät aufgezeichnet (Breidenstein et al. 2015). Dadurch, dass ein Gerät mit Rauschfilter verwendet wurde, waren alle Tonaufnahmen klar und deutlich verständlich. Dies erleichterte das wiederholte Anhören sowie die Transkription dieser erheblich.

Die Interviews wurden nach Rücksprache mit der Betreuerin dieser Arbeit aus Datenschutzgründen zunächst mit dem Programm NoScribe transkribiert und im Anschluss händisch überarbeitet. Dabei wurden die Transkriptionsregeln von Froschauer und Lueger (2020) herangezogen. Dies

bedeutete eine möglichst exakte Verschriftlichung der Interviews. Dialekte, sprachliche Besonderheiten sowie Hörersignale (z. B. „*mhm*“, „*ah*“) wurden vollständig erfasst, Pausen mit je einem Punkt pro Sekunde notiert, und besondere Betonungen entsprechend hervorgehoben.

4.6. Sample und Datenauswertung

Da sich die Forschungsfrage mit den Begründungen von Personen zwischen 30-45 Jahren für ihren nicht bestehenden Kinderwunsch beschäftigt, wurden ausschließlich Interviewpartner:innen dieser Altersspanne befragt. Die Rekrutierung fand hierbei, wie oben bereits beschrieben, mittels Flyer und persönlichen Weiterempfehlungen statt. Insgesamt wurden im Rahmen der Masterarbeit zwölf Interviews durchgeführt. Die Fallzahl begründet sich einerseits durch das Erreichen theoretischer Sättigung, andererseits durch die zeitlichen Rahmenbedingungen der Masterarbeit. Das Sample setzt sich aus drei Männern und neun Frauen zusammen. Das Alter der Befragten reichte von 30 bis 42 Jahren. Sechs Personen befanden sich in einer langjährigen Partnerschaft, während sechs zum Befragungszeitpunkt ohne Partner:in waren. In Bezug auf den Bildungsstand verfügten sechs Personen über einen Hochschulabschluss, zwei befanden sich noch im Studium, drei hatten eine Lehre absolviert und eine Person war zum Befragungszeitpunkt ohne Beschäftigung. Bis auf eine Person lebten alle Befragten in Österreich; sie unterschieden sich jedoch hinsichtlich ihrer Herkunftsländer und Muttersprachen. Detailliertere Fallbeschreibungen finden sich im Ergebnisteil dieser Arbeit.

Wie oben bereits beschrieben, wurden die Interviewdaten in Form von Transkripten schriftlich festgehalten. Die Kodierung der Interviews wurde mit Unterstützung des Programms MAXQDA durchgeführt. Für die Auswertung der Interviews wurde die Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) herangezogen. Die Grounded Theory eignet sich besonders zur Beantwortung der Forschungsfrage, da sie das Datenmaterial nicht rein dokumentarisch wiedergibt, sondern dieses auf latente Motive und Meinungen untersucht. Dabei hebt sie die dem Gesagten zugrunde liegenden Einstellungen und Ideen hervor und verarbeitet diese zu Theorien (Corbin & Strauss 2015). So konnten die Begründungen der Interviewpartner:innen dokumentiert und durch gezieltes Nachfragen offengelegt werden. Im Anschluss daran ermöglichten es die drei Formen des Kodierens, die latenten Motive – welche die soziologisch relevanten Antworten auf die Frage nach den Begründungen für die Entscheidung, keine eigenen Kinder bekommen zu wollen, darstellten –

herauszuarbeiten und zu analysieren. Hierbei war die von Corbin und Strauss (2015) formulierte Unterscheidung zwischen der Beschreibung („Description“) und der zu bildenden Theorie („Theory“) zu beachten. Dieser Aspekt nimmt gerade in der sozialwissenschaftlichen Arbeitsweise einen prominenten Platz ein. Corbin und Strauss verstehen unter der Beschreibung eine fast schon journalistische Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial, während die Theoriebildung ebene gesuchten und zu erforschenden Motive dafür, warum etwas passiert, fasst. Beschreibungen bilden demnach die Datenbasis der später auf Grundlage dieser formulierten soziologischen Theorie.

Auswertung und Phasen des Kodierens

Im Sinne der Grounded Theory wurden die Kodier-Richtlinien von Strauss und Corbin (1996) zur Analyse des erhobenen Datenmaterials herangezogen. Die Autor:innen teilen hierbei das Kodieren von Datenmaterial in drei Phasen, die einerseits chronologisch aufeinander folgen und gleichzeitig offen bleiben, um spätere Adaptionen zu ermöglichen (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021). Die drei Phasen des Kodierens sind offenes, axiales und selektives Kodieren. Relevant ist an dieser Stelle erneut zu betonen, dass es sich keineswegs um strikt voneinander getrennte Phasen des Kodier-Vorgangs handelt, sondern, dass auf vorherige Phasen zurückgegriffen werden kann. Beim Kodieren handelt es sich dementsprechend um eine „*Methode des permanenten Vergleichs*“ (Berg & Milmeister 2011, S. 313).

Bevor mit der eigentlichen Kodierung begonnen werden kann, muss sich die Forscherin, der Forscher mit dem Datenkorpus vertraut machen. Im Rahmen dieser Arbeit ist dies bereits während der Erhebung geschehen, da ich als Forscherin die Interviews nicht nur durchgeführt, sondern auch das mittels NoScibe erstellte Transkript überarbeitet habe. Nach dem Niederschreiben der Interviews mussten im darauffolgenden Interpretationsschritt Textstellen, die für die Forschungsfrage relevant erschienen, hervorgehoben werden. Die Menge an Zitaten und bedeutenden Textstellen war zunächst unorganisiert und folgte noch keiner Kategorisierungslogik. Ziel des ersten Schritts des Kodier-Verfahrens, dem offenen Kodieren, ist es eine vorläufige Ordnung in das umfangreiche Datenmaterial zu bringen. In dieser ersten Phase des Kodierens geht der:die Forscher:in möglichst vorurteilsfrei auf das Datenmaterial zu und beginnt auf Basis der Forschungsfrage erste Zusammenhänge und Antworten zu finden. Im Fall von transkribierten Interviews als

Datenmaterial, wie in dieser Arbeit, bedeutet dies, die einzelnen Zeilen der zuvor bestimmten Textpassagen nacheinander zu sichten und nach Eigenschaften und Zusammenhängen zu suchen. Hierbei ist anzumerken, dass es sich um vorläufige Ideen und Eindrücke handelt und dieses Verfahren zu ersten Konzepten führt. Es kommt hierbei nach einer ersten Sichtung der Transkripte zum Herausarbeiten von vorläufigen Zusammenhängen und dem Hervorheben von vergleichbaren Zitaten im gesamten Material. Mittels dieser Erkenntnisse können erste Konzepte formuliert werden. Es sollen nicht nur offensichtlich die Forschungsfrage beantwortende Passagen gesichtet, sondern ein Augenmerk auf markante Zeilen gelegt werden. So können z. B. Versprecher, Stottern, Wortwiederholungen oder -betonungen von Belangen sein, denn sie liefern Informationen über die sprechende Person (Berg & Milmeister 2011). Wichtig ist hierbei, dass dieser Schritt des Kodierens nie völlig abgeschlossen ist und so auch im späteren Analyseverlauf zu neuen Erkenntnissen führen kann. Ebenso sollen nach Möglichkeit Memos verfasst werden, um die Arbeit am Material zu dokumentieren und erste Ideen und Eindrücke festzuhalten (ebd., S 320).

Die zweite Phase wird axiales Kodieren genannt und beschäftigt sich mit der exakteren, weiterführenden Herausarbeitung der einzelnen bereits bestehenden Codes. Der Name dieser Phase leitet sich von der Vorgehensweise ab, da sich hierbei die Gedanken zu einem Abschnitt, einer Textzeile „*um die eigene Achse*“ drehen (Strauss 1998, S. 63). Hierbei werden Kernkategorien gebildet und es kann zu Verlinkungen zwischen diesen kommen. Berg und Milmeister (2011) weisen darauf hin, dass ein wichtiger, wenn auch fließender, Unterschied zwischen Kode und Kategorie besteht. So kann eine (Kern-)Kategorie mehrere Codes umfassen, während ein Kode lediglich an eine Textstelle geknüpft ist (ebd. S. 308). Dieser Schritt definiert dementsprechend Kernkategorien und zielt zugleich auf die Definierung der „*Schlüsselkategorien*“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 205), die ausschlaggebend für die Beantwortung der Forschungsfrage sind, ab. Dies bedeutet, dass Konzepte gefunden und den im vorherigen Schritt festgelegten Codes übergeordnete Kategorien zugeordnet werden. Zur Identifizierung dieser Kategorien müssen konkrete Fragen an das Material gestellt werden. Berg und Milmeister (2011) erweitern die bereits von vorausgegangenen Forscher:innen genannten Fragen um weitere. So ergeben sich die Fragen „*Wer? Wann? Was? Wo? Warum? (...) Womit? Was, wenn ...?*“ und „*Was, wenn nicht ...?*“ (ebd. S. 322). Ebendiese wurden bei der Analyse dieser Arbeit an das erhobene Material gestellt.

Die dritte Phase des Kodierens beschäftigt sich mit ebenjenen zuvor definierten Kernkategorien. An dieser Stelle der Forschung wird die Analyse auf die jeweiligen Kategorien ausgerichtet und das Datenmaterial nach dazu passenden Phrasen durchsucht (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S.205). Dabei werden ausschließlich die für die jeweilige Kategorie relevanten Konzepte berücksichtigt und gegebenenfalls mit Subkategorien untermauert. Die Analyse des Materials wird hierbei mit dem Gedanken der Theorie-Bildung untersucht. Sobald eine Theorie auf Basis einer oder mehrerer Kategorien formuliert werden konnte, ist zu beachten, dass diese falsifizierbar bleibt. So bleibt die Offenheit bestehen und selbst nach Abschluss eines Forschungsprojekts können Theorien widerlegt, verändert oder erweitert werden. Die in diesem Schritt gebildeten Schlüsselkategorie(n) dienen in der weiteren Folge der Konzeption der darüberliegenden Theorie, die als Antwort auf die Forschungsfrage formuliert wird. Strauss (1998, S. 67 f.) nennt sechs Kriterien, welche eine Schlüsselkategorie erfüllen sollte. So soll sie erstens den größten Bezug zu anderen Kategorien haben, im Vergleich zu anderen Kategorien, die als Schlüsselkategorie in Frage kämen. Zweitens muss sie oft im Datenmaterial gefunden werden können. So wird ihre durchgehende Wichtigkeit sichtbar. Drittens soll der Bezug zu anderen Kategorien mühelos erfolgen können. Viertens soll sie „klare Implikationen im Hinblick auf eine Formale Theorie“ (ebd. S. 67) besitzen. Fünftens soll die Theorie sich anhand der Schlüsselkategorie weiterentwickeln lassen. Sechstens soll sie eine möglichst breit gestreute Varianz im Sinne von Subkategorien und -mustern aufweisen, um so eine möglichst breit gestreute Theorie stützen zu können.

5. Ergebnisse

Das folgende Kapitel bietet einen Überblick über die wesentlichen Forschungsergebnisse zur Entscheidung von Personen gegen die eigene Elternchaft. Durch die Auswertung der zwölf problemzentrierten Interviews konnten die Ergebnisse mittels der Analyse nach dem Schema der Grounded Theory auf eine Schlüsselkategorie sowie fünf Kernkategorien verdichtet werden. Die Interviews wiesen durchgehend das zentrale Element der Sorge um Lebensveränderungen, beziehungsweise Anpassung des aktuellen oder angestrebten Lebensentwurfs auf. Diese Schlüsselkategorie (Kapitel 5.6.) wurde aus diversen Kernkategorien, welche wiederum aus Subkategorien

bestehen, gebildet. Ein visualisierter Überblick zur besseren Nachvollziehbarkeit befindet sich im Anhang dieser Arbeit.

Die erste Kernkategorie „Sorge vor Veränderungen im persönlichen Umfeld“ (5.1) besteht – wie alle weiteren Kategorien - aus mehreren Subkategorien. Dazu gehört die Sorge vor Veränderungen von Freundschaften und/oder Partnerschaften durch Kinder. Besonders für Frauen ist hierbei der Aspekt der Partnerschaft zentral, da die befragten Personen allesamt großen Wert auf Gleichberechtigung in der Erziehung potenzieller Kinder legen würden.

Die zweite Kernkategorie „Sorge vor persönlichem Verzicht“ (5.2) schließt an diesen Aspekt an. Sie wurde aus den Subkategorien der Sorge vor diversen Verzichtentscheidungen und Einschränkungen bei einer Elternschaft gebildet. Diese beinhalten unter anderem den möglichen Verzicht auf einen angestrebten Bildungsabschluss, berufliche Einschränkungen und damit verbundene finanzielle Einbußen, sowie der Einschränkung der persönlichen Entwicklung und Entfaltung.

Die dritte Kernkategorie beschäftigt sich mit der „Sorge vor Selbstaufgabe“ (5.3). Diese beinhaltet die Vorstellung, dass mit Kindern ein Autonomieverlust einhergehen könnte. Dieser äußere sich, wie im Kapitel ersichtlich wird, für die Befragten auf verschiedenste Weise. Diese Sorge vor „Selbstaufgabe“ schlägt sich auch in der Überlegung zum Kindeswohl nieder, wie später ersichtlich wird, weshalb dieser Aspekt ebenfalls in die Kernkategorie aufgenommen wurde.

Die vierte Kategorie „Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung“ (5.4) wurde ausschließlich von weiblichen Befragten genannt. Diese bezieht sich auf die Vorstellung einer Schwangerschaft und den damit einhergehenden körperlichen Veränderungen sowie der Sorge vor dem Geburtsvorgang und der Sorge vor dem Wandel des eigenen Körpers. Infolgedessen kam auch die Besorgnis zur Sprache, sich selbst in einem veränderten Körper nicht mehr wohlzufühlen und psychisch darunter zu leiden.

Eine fünfte im Datenmaterial gefundene Kategorie ist jene der „Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs“ (5.5). Sie beschäftigt sich – im Gegensatz zu den zuvor genannten – nicht mit Sorge vor Veränderung, sondern mit der positiven Einstellung zum aktuellen Leben und dem Empfinden, darin nichts zu missen. Diese Kategorie unterstreicht die Bezeichnung der *Kinderfreiheit* erneut.

Zunächst werden die Interviewpartner:innen so weit wie nötig beschrieben. Dies erfolgt, um Umstände, zum Beispiel die Tatsache, ob eine Person Kinder grundsätzlich gerne hat oder nicht, deutlich zu machen und so die einzelnen Zitate besser kontextualisieren zu können. Anschließend werden die einzelnen Kernkategorien sowie die dazugehörigen Subkategorien dargestellt, bevor im letzten Schritt die Schlüsselkategorie erläutert wird. Zur Veranschaulichung werden ausgewählte Zitate der Interviews herangezogen. Die jeweiligen Klarnamen der interviewten Personen wurden, wie bereits beschrieben, pseudonymisiert. Unter den einzelnen Ausschnitten steht daher ein pseudonymisierter Name. Beziehungsstatus, Beruf, Bildung, und andere demographische Daten wurden zwar im Laufe der Interviews erhoben, erweitern allerdings das Verständnis der jeweiligen Antworten nicht maßgeblich, weshalb sie – zum Schutz der Personen – nicht angeführt werden.

Fallbeschreibungen:

Miriam ist eine Pädagogin und lebt nicht in Österreich. Sie war zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt und nicht in einer Beziehung. Miriam hat erst seit ein paar Jahren keinen aktiven Kinderwunsch mehr, davor hätte sie durchaus eigene Kinder gehabt.

Michael arbeitet in einem technischen Beruf und war zum Zeitpunkt der Befragung in einer langjährigen Beziehung. Er ist 33 Jahre alt und kommt ursprünglich nicht aus Österreich, lebt aber seit einigen Jahren hier. Michael lehnt den Gedanken an eigene Kinder grundsätzlich ab, er „mag“ keine Kinder.

Emma kommt ebenfalls nicht aus Österreich und war zum Befragungszeitpunkt 30 Jahre alt. Sie arbeitet in einem sozialen Beruf und wusste schon früh, dass sie keine eigenen Kinder möchte. Zum Befragungszeitpunkt war sie nach einer langjährigen Beziehung gerade frisch getrennt.

Iris war zum Zeitpunkt des Interviews 36 Jahre alt und kommt aus Österreich. Auch sie arbeitet in ihrem Beruf viel mit Menschen, allerdings nicht mit Kindern. Sie lebt in einer langjährigen Partnerschaft, in welcher sie sich keine gemeinsamen Kinder vorstellen kann. Grundsätzlich hat sie Kinder dennoch sehr gerne und könnte sich auch vorstellen eigene zu bekommen – allerdings nicht mit ihrem Partner, weshalb sie den Wunsch nicht verwirklichen möchte.

Katja arbeitet in ihrem pädagogischen Beruf mit Kindern und war zum Interviewzeitpunkt 30 Jahre alt. Sie lebt mit ihrem Partner zusammen und mag zwar Kinder, wollte allerdings laut eigenen Angaben „noch nie“ eigene Kinder haben.

Patrizia lebt mit ihrer langjährigen Partnerin seit einigen Jahren zusammen und war zum Zeitpunkt des Interviews 36 Jahre alt. Sie arbeitet in einem technischen Beruf, mag grundsätzlich Kinder, wollte allerdings zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens eigene.

Aurora kommt aus einem nicht-europäischen Land und ist 31 Jahre alt. Sie war zum Zeitpunkt der Befragung aktuell arbeitslos und wollte noch nie eigene Kinder haben. Dennoch hat sie Kinder sehr gerne.

Carolina arbeitet als Pädagogin täglich mit Teenagern zusammen. Sie war zum Interviewzeitpunkt 35 Jahre alt und lebt in einer Beziehung. Sie findet Kinder – vor allem kleine Kinder – sehr anstrengend und zieht es deshalb vor mit älteren zu arbeiten. Selbst wollte sie noch nie Kinder.

Felizitas arbeitet ebenfalls als Pädagogin mit Teenagern. Sie ist 34 Jahre alt, lebt zusammen mit ihrem langjährigen Partner und wollte als Kind und junge Erwachsene noch Kinder, hat dann allerdings mit dem Berufseinstieg ihre Meinung geändert.

Anna ist 30 Jahre alt und studiert Lehramt. Sie lebt aktuell nicht in einer Beziehung und wollte noch nie eigene Kinder.

Samuel ist 31, ledig, kommt nicht aus Österreich und studiert aktuell noch. Er schließt eigene Kinder nicht vollständig aus, kann es sich allerdings für die nächsten fünf bis zehn Jahre nicht vorstellen Kinder zu bekommen.

Jan arbeitet in einem technischen Beruf und war mit 43 Jahren die älteste befragte Person. Er kommt ursprünglich nicht aus Wien, lebt allerdings seit rund zwanzig Jahren hier. Er ist Single und lebt allein. Kinder konnte er sich bis zu seinem Umzug nach Wien noch vorstellen, jedoch nun schon seit langem nicht mehr. Grundsätzlich hat er Kinder jedoch sehr gerne – er kümmert sich wöchentlich um die Kinder seiner Schwester.

5.1. Sorge vor Veränderungen im persönlichen Umfeld

Als erste Kernkategorie ließ sich die Sorge, vor möglichen Veränderungen im sozialen Umfeld identifizieren. Diese betraf einerseits Überlegungen, wie sich Freundschaften verändern könnten, wenn enge Bezugspersonen Eltern würden, andererseits mögliche Auswirkungen auf die sozialen Beziehungen im Falle einer eigenen Elternschaft. Im Zentrum stand dabei die Befürchtung eines Verlustes oder einer grundlegenden Veränderung sozialer Kontakte – vor allem jener, die als besonders eng und bedeutsam wahrgenommen wurden. Insbesondere in Verbindung mit Partnerschaft wurde die Relevanz dieser Sorge erkennbar. Daher wurde der soziale Aspekt in zwei zentrale Beziehungsbereiche unterteilt: erstens Freundschaften und den erweiterten Bekanntenkreis, zweitens romantische bzw. partnerschaftliche Beziehungen.

Sorge vor Veränderungen im Freundes- und Bekanntenkreis

Die Sorge vor einer möglichen Veränderung im Freundeskreis wurde in beinahe allen Interviews geäußert. Die befragten Personen berichteten vermehrt, dass in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis mehrheitlich die Entscheidung gegen die eigene Elternschaft vorherrsche und sie sich dessen durchaus bewusst seien. So beschrieb eine Befragte, dass sie mit keiner Person befreundet sei, die einen aktiven Kinderwunsch habe:

„Ja, bei mir, ich kenne keine einzige Person, die Kinder haben will (lacht). Also in meinem Freundeskreis, ich habe schon Leute mal getroffen, die auch gedatet, die Kinder haben wollten, aber das waren immer Männer.“ (Aurora)

Auroras Äußerung spiegelte sich auch in den Angaben weiterer Interviewpartner:innen wider: auch Katja, Felizitas und Carolina erzählten, dass in ihrem engeren Freundeskreis der Tenor vorherrsche, dass sich niemand eigene Kinder wünsche. Interviewpartner:innen, in deren Freundeskreis bereits Kinder geboren wurden, erzählten andererseits von den Veränderungen, die dies mit sich gebracht habe. Die Befragten äußerten sich zu diesen Veränderungen überwiegend negativ. So müsse zum Beispiel bei gemeinsamen Treffen auf Kinder Rücksicht genommen werden. Eine Person erzählte hierbei davon, dass bei Anwesenheit von Kindern nicht über explizit sexuelle Inhalte gesprochen werde – etwas, das ohne Kinder in ihrem Freundeskreis durchaus geschehe – oder, dass Kraftausdrücke auf humoristische Weise zensiert würden. Auch könnten die zu Eltern

gewordenen Freund:innen nicht mehr wie zuvor an sozialen Zusammenkünften („*Fortgehen*“) oder gemeinsamen Urlauben teilnehmen. Dieser Verzicht und die damit einhergehende Veränderungen der Beziehungen sahen die Interviewpartner:innen kritisch. Anna erzählte ebenfalls, dass es in ihrem Freundeskreis Personen mit Kindern gebe, mit denen Treffen anders abliefen als mit jenen ohne Kinder. Dadurch könnten soziale Kontakte schwieriger gepflegt und aufrechterhalten werden. So reduziere sich der Freundeskreis und die sozialen Kontakte würden weniger intensiv.

„Du verlierst, wenn du, wenn nicht alle gleichzeitig schwanger werden in deinem Freundeskreis oder du keine Mami-Gruppe findest, findest du auch so ein wenig den sozialen, also wirst sozial abgehängt weil du bist dann viel daheim und du musst dann viel für das Kind machen.“ (Anna)

Sie führte weiter aus, dass vor allem bei den Treffen mit Freundinnen ohne Kinder vermehrt Beziehungsarbeit – in Bezug auf persönlichere Themen – geleistet werde, während bei den „*Mami-Treffen*“ über „*kinderfreundliche Themen*“ gesprochen und zeitgleich mit den Kindern interagiert werden müsse. Diese Treffen fänden zudem seltener statt als jene, bei denen Alkohol konsumiert und freier gesprochen werde. Diesen Aspekt griff auch Katja auf, als sie davon erzählte, dass sie sich eventuell für eigene Kinder entschlösse, würden ihre Freund:innen schwanger werden. Der Einfluss der sozialen Beziehungen auf die Entscheidung für oder gegen die eigene Elternschaft wird vor allem in folgendem Ausschnitt sichtbar:

„Gut, es ist die Frage, wenn jetzt wirklich 90 Prozent im Freundeskreis Kinder kriegen, vielleicht kriegt man dann das Gefühl, so jetzt würde ich da auch gerne mitmachen, weil es halt einfach passen würde. (...) Aber, wird nicht der Fall sein. Aber vielleicht wäre das natürlich dann schon auch.“ (Katja)

Katja dachte demnach, dass sie in dem Fall, dass mehrere Freund:innen ebenfalls Kinder planen, auch ihre Einstellung und Verhalten anpassen könnte, da „*es halt einfach passen würde*“. Die bereits bestehenden sozialen Beziehungen standen für die Interviewpartner:innen häufig an erster Stelle, sodass deren mögliche Veränderungen durch ein eigenes Kind nicht erstrebenswert erschien. Entschieden sich alle Personen dafür, so sinke das Risiko sozial ausgeschlossen zu werden. Eventuell wäre das Gegenteil der Fall: ein sozialer Ausschluss auf Grund der Tatsache kein Kind zu haben. Ein stabiles soziales Umfeld, in dem die wichtigsten Kontaktpersonen keine Kin-

der haben, war demnach ein zentrales Motiv dafür, dass der Zustand der Kinderfreiheit aufrechterhalten wird. Die Sorge vor einem möglichen Heraustreten aus dem eigenen sozialen Umfeld, wie von Greissler und Oechsle (2020) beschrieben, wurde hier als zentrale Motivation gegen die eigene Elternschaft interpretiert. Die individuellen Beziehungen mit Freund:innen oder Bekannten würden bei der Geburt eines Kindes, vor allem für die interviewten Frauen, in den Hintergrund treten. Beinahe alle Interviewpartner:innen wiesen darauf hin, dass sie einen stabilen und engen Freundeskreis hätten, aus dem sie sich nicht vorstellen könnten auszuschneiden oder diesen zu vernachlässigen, um ein Kind zu bekommen. Wie das Zitat von Katja zeigt, war der Freundeskreis und der damit verbundene Lebensstil ein zentraler Aspekt, wenn es um die Entscheidung für oder gegen eigene Kinder ging. Der individuelle Lebensentwurf orientierte sich demnach stark am sozialen Umfeld.

Sorge vor Veränderungen in der Partnerschaft

In der Analyse der Interviews wurde deutlich, welche Rolle aktuelle Partner:innen – beziehungsweise das nicht Vorhandensein dieser – bei der Entscheidung gegen eigene Kinder spielen. Es zeigte sich, welche Ansprüche Befragten ohne aktuelle Partnerschaft in Bezug auf Kinderwunsch und Erziehung an potenzielle Partner:innen stellten. Hierbei bezog sich die Sorge vor der Veränderung des sozialen Umfeldes besonders auf jene Personen, die angaben, aktuell in einer Partnerschaft ohne Kinderwunsch zu leben. So müssten die bestehende Beziehung teilweise auseinandergehen, um ein erneutes Eruiere des eigenen Kinderwunsches anzustoßen. Besonders anschaulich wurde dies im Interview mit Iris. Sie befand sich zum Interviewzeitpunkt in einer Partnerschaft, in der sie sich selbst ein Leben mit Kindern nicht vorstellen könne:

„Also ich habe aus freien Stücken entschieden, keine Kinder zu bekommen, zumindest nicht in meiner aktuellen Partnerschaft (...) und ich glaube, wenn ich in einer anderen Partnerschaft wäre, würde ich mir diese Frage einfach nochmal stellen und einfach auf einer anderen Grundlage beantworten.“ (Iris)

Auch Katja erzählte, dass sie sich gemeinsame Kinder mit ihrem Partner nicht vorstellen könne, und dankbar sei, dass er sie nicht unter Druck setze, denn sie habe im Bekanntenkreis erlebt, dass Beziehungen an dieser Frage zerbrechen könnten:

„Ich habe auch nicht das Gefühl, es wäre mir beziehungstechnisch so weit, dass ich sage, passt, mit diesem Mann möchte ich Kinder haben. Also das ist auch schwer, so zu sagen. (...) Und da bin ich ja, muss ich ganz ehrlich sagen, sehr froh, dass er mich da nicht unter Druck setzt. Das ist schon ganz angenehm, ich glaube, er ist genauso unsicher wie ich wahrscheinlich und das beruhigt mich ein bisschen. Hört man ja dann auch oft, dass einer von beiden Kinder möchte und dann geht die Beziehung deshalb vielleicht auseinander.“ (Katja)

Die Sorge vor einem Verlust der Gleichberechtigung in der Partnerschaft (ob in einer bereits bestehenden oder zukünftigen) war ebenfalls ein ausschlaggebender Aspekt für die Entscheidung gegen die eigene Elternschaft. Beide Interviewpartnerinnen konnten sich demnach aktuell kein gemeinsames Kind mit ihrem Partner vorstellen. Katja schloss diese Idee aus, da sie selbst noch nie Kinder wollte und sich auch mit ihrem Partner nicht dazu entschließen könne. Iris hingegen wollte keine Kinder, da sie sich ihren Freund nicht als Vater vorstellen könne, ihn aber gleichzeitig nicht aus diesem Grund verlassen wolle.

Sie beschrieb ausführlich, dass für sie in ihrer aktuellen Beziehung kein Wunsch nach einem gemeinsamen Kind gegeben sei, da ihr ihr Partner sehr deutlich kommuniziert habe, dass sie beinahe die gesamte Erziehungsarbeit leisten müsse und er nicht in Karenz gehen würde.

Iris: *„Also mein Freund sagt Gott sei Dank relativ ganz klar, dass er nicht 50-50 Kinderbetreuung wollen würde. Und auch nicht 50-50 Karenz.“*

Interviewerin: *Das bedeutet, er würde gerne (...)*

Iris: *„Dass ich alles mache (lacht) und das klingt jetzt arg, aber gleichzeitig denke ich mir, danke, dass wir das besprochen haben und es hat eh gedauert, er hat es nicht gleich zugegeben am Anfang. Ich habe es ein bisschen rausquetschen müssen. Weil ich einfach bei vielen im Freundeskreis gesehen habe, dass sich das leider erst dann herausstellt, wenn die Kinder da sind und ich wollte das vorher fix wissen und ehrlich wissen. (...) Hmm, genau. Und dann war es so ein, ok, nein, dann nicht.“ (Iris)*

Im weiteren Verlauf des Interviews erklärte Iris, dass primär die Haltung ihres Partners zu Kindererziehung und Care-Arbeit ausschlaggebend für ihre Entscheidung gegen gemeinsame Kinder

sei. Hätte ihr Partner eine feministischere Einstellung bezüglich Care-Arbeit und Erziehungsaufteilung, könnte sie ihre Meinung ändern:

„Meine Bedingung für Kinder Bekommen wäre die, dass das einfach sehr gleichberechtigt aufgeteilt ist. Erziehung etc., feministische Haltung beiderseits, ähm und wenn das nicht gegeben ist, dann entscheide ich mich dagegen.“ (Iris)

Für Iris war die bestehende Partnerschaft somit ein zentraler Grund, keine Kinder zu bekommen. Die Sorge davor, allein Erziehungsarbeit leisten zu müssen und die primäre Bezugsperson für ein gemeinsames Kind zu sein, hielt sie davon ab. Sie berichtete weiter, dass sie ihren Partner, der sich durchaus Kinder gewünscht hätte, „ausfragen“ musste, um zu erfahren, wie er sich die Aufteilung vorstelle. Über mehrere Jahre konnte sie immer mehr erkennen, dass sie beide eine sehr differenzierte Auffassung der Verteilung der Care-Arbeit hätten, weshalb sie sich schlussendlich dagegen entschied.

„(...) und dann habe ich ihn halt wirklich sehr ausgefragt und ich bin irgendwann mit draufgekommen, dass er dachte, (lacht) Tschuldigung, eine gemeinsame Karenz heißt, dass man beide gleichzeitig in Karenz geht.“ (Iris)

Ihr Partner ging laut ihrer Erzählung davon aus, dass er sich nie allein um ein Kind kümmern müsste. Für Iris war dies ein entscheidender Grund, ihn als ungeeignet für eine geteilte Elternschaft zu sehen. Da sie zum Interviewzeitpunkt in einer langjährigen Beziehung lebte, stellte sie daher ihren eigenen Kinderwunsch zurück und bevorzugte das gemeinsame Leben, wie es war. Die Sorge, den Partner durch ein Kind zu verlieren, war für sie ein wichtiger Aspekt, kinderfrei zu bleiben.

Nicht nur eine unpassende Partnerschaft, auch das Fehlen einer Partnerschaft führte dazu, dass ein zuvor vorhandener Kinderwunsch aufgegeben wurde:

„Ja also, ich hab kein Partner (...) und naja irgendwann verabschiedest du dich von der Vorstellung“ (Miriam)

Miriam erzählte, dass sie vor ihrem Expartner durchaus immer die Vorstellung gehabt hätte, irgendwann eigene Kinder zu bekommen. Nach dem Ende der letzten Beziehung und – wie sie

selbst sagte – aufgrund ihres Alters, hätte sie ihren Wunsch nach Kindern jedoch abgelegt und sich bewusst für ihr kinderfreies Leben entschieden.

Ein dritter partnerschaftlicher Aspekt war die Einigkeit darüber, kinderfrei zu bleiben. So beschrieb Michael, der seit einigen Jahren in einer Beziehung lebt, dass er und seine Partnerin sich gemeinsam gegen Kinder entschieden hätten:

„Hm, also wir haben natürlich drüber gesprochen und sind uns da sehr, sehr einig, dass wir keine Kinder, keine Kinder wollen.“ (Michael)

Er und seine Partnerin hätten sich mehrmals über das Thema eigener Kinder ausgetauscht und da keine:r von ihnen einen Kinderwunsch habe, auch zusammen beschlossen kinderfrei zu bleiben. Ähnliches erzählten auch Carolina, Patrizia und Felizitas, die ebenfalls in Beziehungen lebten und sich zusammen mit ihren jeweiligen Partner:innen zu einem gemeinsamen Leben ohne Kinder entschieden hätten. Die Sorge, dass sich durch die Geburt eines gemeinsamen Kindes Veränderungen in der Beziehung ergeben könnten, die eine:n oder beide Partner:innen zu Veränderungen im Alltag oder von Verhaltensweisen zwingen, war für die Entscheidungsfindung relevant. Der Aspekt der Sorge vor der Veränderung einer bestehenden Partnerschaft war demnach in vielerlei Hinsicht ausschlaggebend bei der Entscheidung gegen die eigene Elternschaft.

Die Kernkategorie der „Sorge vor der Veränderung des sozialen Umfelds“ schließt lediglich Freundschaften und romantische Beziehung mit ein und lässt dabei eine wichtige Beziehung außen vor: die jeweiligen Herkunftsfamilien. Auffällig war, dass sich keine:r der Befragten dahingehend äußerte, dass sich die Beziehung zur Herkunftsfamilie durch die Geburt eines Kindes verändere. Personen, die eine gute Beziehung zu ihrer Verwandtschaft beschrieben, gingen davon aus, dass sie bei der Geburt eines Kindes Unterstützung erhielten – sowohl finanziell als auch durch Betreuungsarbeit. Jene Befragten, die ein instabiles Familienverhältnis aufwiesen, betonten, dass sie sich allein um ein Kind kümmern und ihrer Familie das Kind vorenthalten wollen würden um das Kind zu schützen.

Die Sorge vor einer Neugestaltung sozialer Beziehungen bezog sich demnach primär auf im Erwachsenenalter geformte Verbindungen und fokussierte auf die sozialen Interaktionen sowie die

diesen zugrundeliegenden Dynamiken. Die Sorge vor einem Konflikt zwischen den eigenen Ansprüchen an eine Partnerschaft und den möglichen Handlungs- und Verhaltensweisen von Partner:innen bildete dabei einen zentralen Aspekt, der die Befragten davon abhielt, eigene Kinder zu bekommen. Dieser Gedanke wurde besonders am Beispiel von Iris deutlich, die sich primär aufgrund ihres langjährigen Partners dagegen entschied Kinder zu bekommen. Mit einem anderen Partner schloss sie dies jedoch nicht aus. Dies deutet darauf hin, dass die Veränderung der bestehenden Partnerschaft für sie unattraktiv sei und sie einen möglichen Kinderwunsch infolgedessen nicht realisieren wolle. Bevor sie die bestehende Partnerschaft verändern oder verlassen würde, verweile sie in dieser, auch wenn dies bedeutet, den Kinderwunsch nicht ausleben zu können. Hier zeigt sich der theoretische Bezug zur Aufteilung der Care-Arbeit und der daraus resultierenden Mehrfachbelastung, wie von Beck-Gernsheim (1994) geschildert. Die von der Soziologin beschriebene Veränderung der „*weiblichen Normalbiografie*“ konnte in der Analyse der Interviews als zentraler Aspekt herausgearbeitet werden. Sowohl in der Sorge des Verlustes des sozialen Umfeldes bei der Geburt eines Kindes als auch bei der Vorstellung eines Rückschritts bei der Emanzipation in der eigenen Beziehung. Organisation, Care-Arbeit und die damit verbundene mentale Verantwortung liegen nach wie vor überwiegend bei Frauen (vgl. Kapitel zum Forschungsstand). Die für diese Arbeit geführten Interviews bestätigten dies, da mehrere Interviewpartnerinnen von Beobachtungen im Freundes- und Bekanntenkreis berichteten. Die Sorge, ebenfalls soziale Einbußen zu erleiden und alleinige Bezugsperson für Kinder zu werden, hielt vor allem Frauen von der Mutterschaft ab.

5.2. Sorge vor persönlichem Verzicht

Die zweite Kernkategorie ist jene der „Sorge vor *persönlichem Verzicht*“ in diversen Lebensbereichen. Diese Kategorie besteht aus insgesamt vier Subkategorien, auf die im Folgenden eingegangen wird.

Sorge vor dem Verzicht auf (angestrebte) Bildung und Karriere

Die erste Subkategorie bildet die Sorge vor dem Verzicht auf die eigene Bildung. Hierbei ist es irrelevant, ob es sich dabei um einen aktuell angestrebten oder bereits erbrachten Bildungsabschluss handelt. Die Sorge schließt den Gedanken ein, dass der eigene Bildungsweg durch die

Geburt und das Erziehen eines Kindes unterbrochen oder aufgegeben werden müsse. Diese Überlegungen waren vor allem für Interviews mit Frauen charakteristisch. So erzählte eine Befragte, dass sie zwischen zwei Lebensentwürfen unterscheide: dem „*simplen Life*“, mit Familiengründung anstelle tertiärer Bildung und dem „*akademisch anstrengenden Leben*“ ohne eigene Kinder dafür aber mit höherer Bildung.

„Du entscheidest dich ganz bald in deinem Leben, ob du das simple, normale Life leben willst, oder ob du das akademisch anstrengende Leben haben willst. Weil wenn du jetzt, sagen wir, nur, also es gibt dann ein ganz, ganz einfaches Leben, was nicht schlecht ist, ich tu das jetzt nicht abwerten, oder minderwertig darstellen, und die Menschen, die sich für das einfache Leben entscheiden, sind nicht dumm, sondern es ist halt einfach, sie wollen das simple Life. [Name einer Freundin] ist viel intelligenter als wie ich in Mathe, sie kann Mathe so, aber hat sich trotzdem für das simple Life entschieden. [...] ich habe so einen Plan nie gehabt, mein Plan war immer so, ich will das studieren, ich will das studieren, ich will das studieren, und da hat man halt schon früher schon ein wenig gesehen, sie will sich, halt so dieses, ich will nicht so sagen ein 0815 Leben, aber es ist halt eher so 0815.“ (Anna)

Dieser Interviewausschnitt verdeutlicht die Sorge – und eventuell die Vorurteile – die die Interviewpartnerin in Bezug auf Familiengründung hegte und unterstreicht ihren Gedanken, sich gegen die eigene Elternschaft entschieden zu haben. Für sie gab es in ihrer Lebensplanung die Wahl zwischen zwei Entwürfen, die für sie nicht gleichzeitig existieren könnten. Die Idee, eine Familie nur dann gründen zu können, wenn akademischer Fortschritt entweder nicht angestrebt wird oder die Bildung mit weniger Hürden verbunden ist, ist ein interessanter Aspekt für mögliche Anschlussforschungen (vgl. Kapitel 6). Ganz im Sinn des Ambivalenzbegriffs soll hier die Zuschreibung zu einer von beiden Kategorien (Bildung oder Familie) angestrebt werden – in der Praxis ist es jedoch nicht so einfach. Sich selbst beschrieb die Interviewpartnerin als bildungsorientiert, während jene Personen, die dies nicht wären, familiär orientiert seien. Ambivalenz soll hier vermieden werden, um dem Wunsch der persönlichen Entfaltung im Sinne der Individualisierung zu entsprechen. Sie stellte Erwartungen an sich selbst (Baumann 2020) und sah nur den kategorischen Ausschluss der Möglichkeit der eigenen Elternschaft, um diese zu erfüllen. Vor allem die Individualisierung des Arbeitsmarktes und die damit einhergehenden Folgen für die

Möglichkeit der eigenen Elternschaft rücken hier in den Vordergrund der Argumentation. Diesbezüglich äußerten Interviewpartnerinnen weiterführend die Sorge, dass bei der Geburt eines eigenen Kindes der erreichte Bildungsgrad nicht mehr relevant sein könnte, da im Falle der Erziehung eines Kindes vor allem Frauen die Care-Arbeit übernehmen müssten. Die Sorge vor dem Verzicht auf die eigene (Weiter-)Bildung sowie der Gedanke, dass dieser bei der Geburt eines eigenen Kindes irrelevant wäre, zeigt sich auch in der zweiten Subkategorie, der *„Sorge vor beruflichen Veränderungen“*. Diese Kategorie ging in vielen Interviews mit jener der *„Sorge um finanzielle Einbußen“* einher, weshalb sie an dieser Stelle auch nacheinander besprochen werden.

Sorge vor beruflichen Veränderungen

Die Sorge vor beruflichen Veränderungen fand sich erneut primär in den mit weiblichen Personen geführten Interviews. Diese gaben vermehrt an, dass sie sich bei der Geburt eines eigenen Kindes um ihre Karriere sorgen würden. So erzählte Katja, dass sie ihre Position, die sie sich in ihrer aktuellen Arbeit *„erkämpft“* habe, verlieren könnte, wenn sie in Karenz ginge. Eine andere Interviewpartnerin war der Auffassung, dass sich eigene Kinder – und deren Erziehung – mit der Karriere *„spieße“*. Der Geschlechterunterschied bezüglich der gesellschaftlichen Ansprüche wurde besonders im folgenden Zitat ersichtlich:

„Weil sonst ist man ja, dann bist du halt die rücksichtslose Karrierefrau. Und schon glaube ich eher als Frau, dass du da, dass es von dir verlangt wird. Die Männer machen dann halt, die sind halt auch dabei, aber das ist halt wieder die Geschichte, weil das Leben der Frau ändert sich ja um 180 Grad, und der Mann ja na, eh. Aber wir sind ja die, die es erstens mal austragen, und die dann halt dann ah die meiste Care-Arbeit verrichten, in sehr vielen Fällen.“ (Patrizia)

Patrizia ging im Interview davon aus, dass sich vor allem das Leben einer Frau nach der Geburt eines Kindes verändern würde. Wäre dies nicht der Fall und die Mutter ginge weiterhin einem Beruf nach, könnte sie dafür sozial sanktioniert und als *„rücksichtslose Karrierefrau“* bezeichnet werden. Bei Männern, die sich weniger um ihre eigenen Kinder kümmern, bestehe diese Sorge nicht. Felizitas griff diesen Gedanken ebenfalls auf und ging davon aus, dass ein Mann, der mit seinem eigenen Kind auf den Spielplatz ginge, als *„super Papa“* bezeichnet würde, während dieses Verhalten von einer Mutter als *„normal“* eingestuft werde.

„[...] viel die sagen na es ist super, dass der sich so um sein Kind kümmert, der geht ja sogar mit dem auf den Spielplatz. Da denke i es ist ja a sei Kind, warum sollt er ned gehen, ja?“ (Felizitas)

Hier wird deutlich, dass ein ungleich verteilter gesellschaftlicher Druck bezüglich der Rollenerwartungen an Mütter und Väter angenommen wurde. Die Interviewpartner:innen waren der Meinung, dass Mütter eine höhere Belastung bei der Kindererziehung trügen und dass dies gesellschaftlich von ihnen erwartet werde. Dieser Aspekt wurde vor allem bei der Frage nach der beruflichen Karriere ersichtlich.

„Männer sind glei super Pappas, wenn sie nur a Klanigkeit machen und Frauen san da aber extrem schnell Rabenmütter, auch wenn sie nur waß ned (...) a wenn sie Karriere machen wollen. Ist die Karriere glei wichtiger als das Kind, wenn das beim Vater ist, ist es wurscht.“ (Felizitas)

Felizitas ging davon aus es werde erwartet, dass Frauen sich um Kinder kümmern und ihre eigene berufliche Laufbahn dafür vernachlässigen sollten, während dieser Anspruch nicht für Männer gelte. Die Sorge vor dem Verzicht auf die eigene Karriere und die berufliche Weiterentwicklung war ein bedeutendes Thema in den Interviews mit Frauen. Die befragten Männer äußerten sich zu den Erwartungen an Mütter kaum. Sie gingen entweder davon aus, dass auch Männer sich um Kinder kümmern würden, oder sie vermieden das Thema.

Der Verzicht auf individuelle Mobilität im Sinne der beruflichen Laufbahn und Bildung wird anhand dieser Subkategorie besonders deutlich. Das *„persönliche Schicksal“* (Beck 1994) stand im Zentrum und soll eigens geformt werden. Die befragten Frauen strebten demnach die individuelle Lebensführung im Sinne der beruflichen Laufbahn an und schlossen dadurch zeitgleich die Familienplanung aus. Der Lebensentwurf einer Familie und einer erfüllten beruflichen Laufbahn schien für die befragten Frauen unmöglich miteinander vereinbar – zumindest in ihren aktuellen Beziehungen. Im Sinne der Ambivalenztheorie zeigte sich bei Iris deutlich ein Kompromiss: Sie wollte nicht auf ihre berufliche Laufbahn und Freiheit verzichten, ihr aktueller Partner würde sie jedoch nicht bei der Care-Arbeit unterstützen. Daher habe sie sich gegen eigene Kinder entschieden, obwohl sie und ihr Partner durchaus einen geteilten Kinderwunsch hätten. Dies führt im Sinne Mertons (1976) weder zu vollständiger Freiheit noch zu Sicherheit, sondern zu ebenjenem Zustand der Ambivalenz. Des Weiteren wurde der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen an Eltern und der individuellen Haltung der Interviewpartner:innen besonders im

gewählten Zitat von Felizitas sichtbar. Was gesellschaftlich als *gute Mutter* oder *guter Vater* angesehen würde, deckte sich nicht mit ihren Vorstellungen des eigenen Lebens. Die jeweiligen Rollenerwartungen wurden als traditionell geprägt und starr wahrgenommen und ließen sich, schwer mit den jeweiligen Ansprüchen und Vorstellungen des eigenen Lebensentwurfs vereinbaren.

Sorge vor finanziellem Verzicht

Die Sorge vor einer beruflichen Einschränkung ging jener des „*finanziellen Verzichts*“ voraus. Die Befragten äußerten den Gedanken, dass die Geburt eines Kindes finanzielle Einbußen mit sich bringe. Bei Frauen stand diese Annahme mit der Reduktion der eigenen Erwerbstätigkeit im Zusammenhang, bei den befragten Männern hingegen kaum. Jedoch machten sich Männer sowie Frauen grundsätzlich Gedanken über die finanziellen Ressourcen, die ein Kind benötigen könnte, und wie sich dies auf die eigenen Finanzen auswirken würde. Diese Sorge war durch einen potenziellen finanziellen Verzicht begründet. Zwar übten die Befragten zum Teil gut bezahlte Berufe aus, dennoch äußerten sie den Gedanken, dass dieser finanzielle Verzicht eine Einschränkung im eigenen Leben darstellen würde. Dazu wären sie nicht gewillt.

„Aber trotzdem würde ich vermehrt mein Geld fürs Kind ausgeben und mich zurücknehmen, wo ich mir dann denke, so ja, natürlich ist logisch, aber (...) ich hätte auch gerne neue Sachen.“
(Anna)

Anna arbeitete zum Befragungszeitpunkt zusätzlich zu ihrem Studium und gab an, gerne Geld für nicht lebensnotwendige Güter (sie nannte explizit Drogen) und Dienstleistungen (Tattoos) auszugeben. Sie erzählte, dass sie für ein Kind zwar darauf verzichten könne, dies allerdings nicht wolle. Michael ging so weit, dass er, nachdem er aufgezählt hatte, welche Kosten mit dem Leben eines Kindes einhergingen, der Meinung war, dass ausschließlich Menschen, die es sich leisten könnten, Kinder bekommen sollten.

„Also ich bin schon der Meinung, dass man Kinder, vor allem viele Kinder, ähm nur auch bekommen sollte, wenn es zumindest die Grundlage gibt, das auch zu finanzieren. Und nicht von vornherein zu sagen, ja, ich bekomme die Kinder und der Staat soll sie dann mehr oder weniger finanzieren.“ (Michael)

Ob sich Michael und seine Partnerin Kinder leisten könnten, bleibt unklar. Er selbst gab an, dass der finanzielle Verzicht dies unattraktiv für ihn mache. Auch wurde nicht weiter darauf eingegangen, was genau es bedeute, ein Kind zu „finanzieren“ und welche gesellschaftlichen Annahmen damit zusammenhängen.

Andere Teilnehmer:innen erklärten, dass der finanzielle Verzicht für sie zwar durchaus ein Grund sei, keine Kinder zu bekommen, sie allerdings dankbar für die Sozialleistungen (Kindergeld, Kindergarten- und Schulplätze), die der österreichische Staat zur Verfügung stellt, wären. Trotz der beanspruchbaren Sozialleistungen erzählten mehrere Teilnehmer:innen, dass sie sich ein Kind/mehrere Kinder aktuell nicht leisten könnten. Dies führten sie auf verschiedene Gründe zurück, die sie von einer Vollzeitbeschäftigung abhielten. Sie befanden sich teilweise in Ausbildung, fanden in ihrem Beruf nur Teilzeitbeschäftigung oder hatten ihr Studium gerade abgeschlossen. Eine Teilnehmerin erzählte, dass ein Kind aufgrund ihrer aktuellen Arbeitslosigkeit für sie nicht leistbar wäre. Die einzige Ausnahme bildete in dieser Hinsicht Jan, der laut eigener Angabe sehr gut verdiene. Er erzählte, dass er sich mit einem Kind nicht finanziell eingeschränkt fühlen würde, war sich allerdings seiner privilegierten Situation bewusst und erklärte, er verstehe, dass dies für andere Menschen problematischer sein könne.

Der theoretische Aspekt des Menschen als Konsument wird an dieser Stelle besonders deutlich (Junge 2014). Die individuelle Lebensführung, der Konsum als Lebensgefühl tritt in den Vordergrund. Dies wird sowohl durch die individuellen beruflichen Möglichkeiten als auch durch die Entscheidung, wie, wofür und für wen das erarbeitete Geld ausgegeben wird, deutlich.

Sorge vor räumlichem Verzicht

Dem Gedanken der finanziellen Einschränkung folgend, bildet die „Sorge vor räumlichem Verzicht“ die anschließende Subkategorie. Michael erzählte, dass in der Folge von Teilzeitarbeit (bei der Geburt eines Kindes) ein Teil des gemeinsam zur Verfügung stehenden Haushaltseinkommens wegbräche und dies das Paar dazu bringen könnte, auf ihre aktuelle Wohnung zu verzichten und umzuziehen.

„...Also dann muss man an anderer Stelle sparen. Wenn eine Person nur noch halbtags arbeitet, weil das Kind sonst nicht betreut ist, dann kommt weniger Geld rein. Das kann im Endeffekt

dann heißen, dass man möglicherweise umziehen muss, weil man es sich nicht mehr leisten kann.“ (Michael)

Ähnlich äußerte sich auch Samuel, der in einer Substandardwohnung lebte und im Falle der Geburt eines Kindes eine größere Wohnung benötigen würde. Dies ginge für ihn wiederum mit dem Abbruch seines Studiums und der Suche nach einer Vollzeitanstellung einher. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie ineinander verwoben die Subkategorien der Kernkategorie „Sorge vor persönlichem Verzicht“ sind. Sich für eigene Kinder zu entscheiden, bedeute für die Befragten demnach die Auflösung oder Abwandlung des aktuellen Lebensweges. Es müssten Anpassungen stattfinden, um einem Kind eine gewisse finanzielle Sicherheit bieten zu können. Dies ginge mit dem eigenen Verzicht auf Freiheit einher, wie auch Emma und Katja beschrieben. Ein *klassischer Lebensverlauf* müsste angestrebt werden und die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten müssten sich um ein Vielfaches reduzieren. Genau an dieser Stelle schließt die folgende Kernkategorie an.

5.3. Sorge vor Selbstaufgabe

Die dritte Kernkategorie beinhaltet drei Subkategorien und beschäftigt sich mit der Frage nach der „Sorge vor Selbstaufgabe“. Das Argument für eine separate Kernkategorie – die über den ökonomischen Verzicht hinausgeht – ist, dass die individuelle Entwicklung und die psychische Gesundheit einen zentralen Aspekt bei der Formulierung des Wunsches nach Kinderfreiheit bilden. Vor allem in Bezug auf Becks Individualisierungsthese (1994) bietet diese Kategorie reichhaltige Erkenntnisse und stabilisiert die theoretische Grundlage dieser Arbeit. Das Streben nach dem persönlichen Glück, das durch individuelle Lebens- und Verhaltensweisen erarbeitet werden kann (Beck, 1994), steht hierbei im Zentrum der Argumentation. Die dritte Kernkategorie wurde demnach aus den Subkategorien der „Sorge vor Autonomieverlust“, der „Sorge vor Selbstaufgabe“ sowie der damit einhergehenden „Sorge um das Kindeswohl“ gebildet. Die dritte Subkategorie wurde in die Kernkategorie aufgenommen, da sie mit den zuvor besprochenen Bedenken der Sorge vor persönlicher Selbstaufgabe einhergeht und dennoch reichhaltig genug ist,

um separat betrachtet zu werden. Die Sorge um das Wohl eines Kindes ist, wie sich im Unterkapitel zeigen wird, nicht ausschließlich von äußeren Faktoren abhängig, sondern eng mit persönlichem materiellem Verzicht, mit den Anforderungen und Erwartungen an das eigene Leben sowie dem Zurückstecken der eigenen Bedürfnisse verwoben.

Sorge vor Autonomieverlust

Die Sorge davor, nicht mehr frei über die eigenen Ressourcen, vor allem Zeit und Geld, verfügen zu können, war in den Interviews auf verschiedenste Arten Thema. So wurde die Ressource der frei verfügbaren Zeit am häufigsten im Zusammenhang mit der Kindeserziehung und dem Ablehnen dieser Aufgabe genannt. Es wurde erklärt, dass die Befragten ihrem Kind Zeit schenken müssten, über die sie in der Folge nicht mehr frei verfügen könnten, und gleichzeitig wurde von Freund:innen und Bekannten erzählt, mit denen ein persönliches Treffen schwer stattfinden könne. Beides wurde als Einschnitt in das eigene Leben beschrieben.

„Genau, das ist halt einer der Aspekte, wenn man ein Kind hat, muss man halt auch viel Zeit dafür investieren, auch wenn das Kind acht Jahre alt ist, dann ist es halt Schule und außerschulische Aktivitäten, wo man sich halt dann darum kümmern muss, dass das Kind zu einem Sporttraining kommt und dort wieder heimkommt und dass man Ausflüge mit dem Kind macht, und hat man natürlich nicht jeden Samstag Zeit, bis drei in der Früh in einem Lokal zu sitzen oder so-was. Das spielt dann nicht mehr.“ (Jan)

Die Sorge, Autonomie über die Zeiteinteilung könne durch eigene Kinder verloren gehen, wurde auch von anderen Interviewpartner:innen geteilt. So dachte eine Befragte laut darüber nach wie es sich zutrage, hätte sie einen Termin, auf den sie sich vorbereiten wolle, und ihr Kind würde nicht aufhören zu weinen. Dies war für sie ein Beispiel dafür, was sie mit dem freien Verfügen über die eigene Zeit meine. Eine weitere Teilnehmerin erzählte, dass sie gerne auf die Kinder von Freundinnen aufpasse, sich das längere „Zurücknehmen“ ihrer eigenen Bedürfnisse allerdings nicht vorstellen könne:

„Länger als einen Monat glaube ich nicht, weil einen Monat lang kann ich mich zurücknehmen, und das ist dann wieder das Ding, einen Monat lang kann ich auf mich verzichten, aber danach

bin ich dann wieder, jetzt hätte ich gerne meine [Anna]zeit, und nicht die [Anna]kindzeit.“
(Anna)

Autonom über die eigene Zeit zu verfügen war für die Interviewpartner:innen ein nicht zu vernachlässigender Aspekt der Begründung für ein kinderfreies Leben. Das Abhandenkommen dieser Form der Selbstbestimmung hätten sie bei Freund:innen, Verwandten und Bekannten beobachtet und dies als Bestätigung ihrer Entscheidung gegen die eigene Elternschaft erlebt. So erzählten zwei Interviewpartnerinnen, dass für sie der Urlaub mit einem Kind unattraktiv sei, sie allerdings gerne verreisen. Dieser Aspekt legt den Vergleich zu Baumans (1997) Metapher des Touristen nahe. Die befragten Personen waren privilegiert und konnten frei entscheiden, womit sie ihre Zeit verbringen. Für einen familienfreundlichen Lebensentwurf müssten sie sesshaft werden. Es war ihnen ein Anliegen, frei über ihre Zeit und den Ort an dem sie diese verbringen (sei es zu Hause, in einem Lokal, in der Arbeit oder auf Reisen) entscheiden zu können. So hielten sie sich alle Möglichkeiten offen und wären später in der Lage sich neu zu orientieren. Sie konnten sich zwischen Freiheit und Sicherheit verorten. Vor allem in den Interviews mit Anna und Jan wurde ersichtlich, dass sie sich das „*Beste aus zwei Welten*“ (Jan) aussuchten. Sie betreuen Kinder (von Freund:innen und Geschwistern) und müssten gleichzeitig ihren persönlichen Lebensstil nicht aufgeben. Auch in anderen Interviews wurde immer wieder der Gedanke geäußert der „*coole Onkel*“ oder die „*coole Tante*“ sein zu wollen. Der Zustand der Ambivalenz wurde hierbei besonders deutlich. Keine der beiden für möglich gehaltenen Ausprägungen (Kinder oder keine Kinder) wurde gezielt angestrebt. Ein Leben mit Kindern ist möglich, wurde aber nicht als eigene Kernfamilie, sondern durch das erweiterte, frei wählbare und zeitlich regulierbare Umfeld angestrebt.

Sorge vor Selbstaufgabe

Die zweite Subkategorie schließt direkt an und wurde aufgrund der expliziten Nennung der Bedenken um die Selbstaufgabe gebildet. Die Überlegung, dass durch ein eigenes Kind das Selbst, beziehungsweise die Weiterentwicklung dieses leiden könnte, war ein erheblicher Aspekt, der vermehrt in Interviews mit weiblichen Befragten aufkam. Dies legt den Gedanken nahe, dass die Selbstaufgabe mit der Rolle einer Mutter assoziiert würde, während der mögliche Autonomiever-

lust beide potenzielle Elternteile gleichermaßen belastet. Dies gewinnt an Bedeutung, wenn beachtet wird, dass Junge (2000) in Bezug auf Baumann (1998) davon ausgeht, dass Ordnung in der Moderne durch Rollenzuteilungen geschaffen werden soll. Diese Rollen erschienen vor allem für Frauen – so die Argumentation dieser Arbeit – abschreckend und unattraktiv, da sie sich ihrer Wahlmöglichkeiten und Freiheit zur Selbstverwirklichung beraubt sehen könnten. Weiter bedeutet dies, dass das volle Potenzial einer Person nicht mehr ausgeschöpft (Beck 1994) und die Suche nach Individualität, ganz gegen das postmoderne Prinzip des „In-Bewegung-Bleiben“ (ebd., S. 55.) unterbunden werde. Eine interviewte Pädagogin reflektierte ebenjenen Aspekt der Selbstaufgabe und erzählte:

„Außerdem, wenn i a Kind hätt, und i glaube, i würd das ja wahrscheinlich auch ganz gut machen können, ja, würd ich mir zutrauen, aber i würd mich selber so sehr aufgeben und das wüll i ned.“ (Felizitas)

Der zuvor aufgegriffene Zeitaspekt wurde weitergedacht und auf die persönliche Entwicklung, die eigenen Interessen und Hobbys angewendet. So erzählte Felizitas weiter, könne sie mit einem Kind ihrem sportlichen Hobby nicht mehr nachgehen. Die Sorge vor individuellem Verzicht auf Beziehungen und das Zurücknehmen der eigenen Interessen verdeutlichte sich in den Interviews. Das Leben als „*individuelles Projekt*“ (Geissler & Oechsle, 2020) sollte demnach nicht durch die Aufgaben und die Rollenerwartungen an Eltern – vor allem an Mütter – zu kurz kommen. Durch das Ablehnen der Rolle sollte die Möglichkeit der persönlichen Weiterentwicklung offengehalten werden.

So erzählte Jan, dass er bei Freund:innen erlebt habe, dass deren Hobbys und Interessen sich an jenen des Kindes orientierten und die eigenen notwendigerweise zu kurz kämen. Er vertrat die Meinung, dies sei der zwingende Effekt, sobald man sich für sein Kind interessiere – was für ihn nichts per se Schlechtes war, jedoch nicht seinem Lebensstil entspreche. Er führte weiter aus:

„Leute, die keine Kinder haben, haben halt mehr eigene Interessen, weil sie Zeit dafür haben. Es können dann eben so Dinge sein wie Computerspiele, wo man sagt, dass man irgendeinen Shooter mal gemeinsam spielt. Das ist halt mit Leuten, die Kinder haben, hätte ich es noch nicht erlebt, dass die auf die Idee kommen, wollen wir nicht am Abend mal gemeinsam was zocken.“

(Jan)

Die eigenen Interessen dienten demnach nicht nur der Funktion der Selbstverwirklichung, sondern würden auch einen sozialen Aspekt beinhalten. Gemeinsam mit (kinderfreien) Freund:innen würde Zeit in ein gemeinsames Hobby investiert. Dies zeigte sich auch in weiteren Interviews. Vor allem bei sportlichen Aktivitäten, beim gemeinsamen Ausgehen, dem abendlichen Zusammensitzen und beim Reisen war die Autonomie über frei verfügbare und nach den eigenen Interessen sowie Bedürfnissen einteilbare Zeit zentral. Die Loslösung von traditionellen Rollen und Mustern wurde dabei als Ungebundenheit empfunden, die nach Ansicht der Befragten von Personen mit Kindern nur eingeschränkt erlebt werden könne. Die freie Verfügbarkeit in der Wahl, wann, wo und wie soziale Kontakte gepflegt werden, wurde von den Interviewpartner:innen als Vorteil gegenüber Personen mit Kindern beschrieben. Die Autonomie bei der individuellen Freizeitgestaltung und der Wahl des sozialen Umfelds erwies sich als wichtiges Kriterium des subjektiven Wohlbefindens der Befragten und trug somit zur Selbstbestätigung ihres Lebensentwurfs bei.

Die „Selbstaufgabe“ stellte zudem eine besonders aufschlussreiche Subkategorie dar, zumal die Befragten teilweise erzählten, dieses Phänomen in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis sowie in der eigenen Familie zu beobachten. Vor allem in Bezug auf Kinder in der Familie berichteten Befragte von Müttern, die mehr Care-Arbeit verrichten als ihre Partner (Iris und Felizitas), und von Großeltern, ihr eigenes Leben zugunsten der Betreuung der Enkelkinder stark einschränkten (Miriam). Eine Interviewpartnerin erläuterte in diesem Kontext auch ihre Abneigung gegen das Konzept der „*Wir-Mamas*“ (Patrizia):

„(...) ich kenn so Mütter, die dann quasi verschmelzen, und dann mit dem Kind zu einem werden. Das find ich auch ein bisschen bedenklich.“ (Patrizia)

Die Sorge vor einer *Verschmelzung* mit dem eigenen Kind, verbunden mit dem Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse, war ebenfalls ein Aspekt der Ablehnung gegen eigene Kinder. Die Sorge, dass das eigene Leben – in fast all seinen Facetten – an Bedeutung verliere, war eine zentraler Sorge bei der Entscheidung gegen eigene Kinder. Patrizia fasste dies folgendermaßen zusammen:

„Und dein Leben ist halt einfach für eine gewisse Zeit nicht nur deins.“ (Patrizia)

Die Überlegung, bei der Betretung eines Kindes nicht mehr alle Wahlmöglichkeiten zu haben und das eigene Leben vernachlässigen zu müssen, war ein relevanter Grund für die Befragten, kinderfrei zu bleiben. Die vorgelebten Biografien von Müttern und Vätern – und die damit verbundenen gesellschaftlichen Ansprüche an diese – wurden für die Befragten als nicht erstrebenswert empfunden. Die eigene Autonomie nahm für sie eine zentrale Rolle bei der Entscheidungsfindung bezüglich der eigenen Ansprüche an ihre (Bastel-) Biografie ein. Die Sorge vor Autonomieverlust über das eigene Leben, die Rücksichtnahme auf ein oder mehrere Kinder, die Tatsache, sich nicht mehr frei seinen eigenen Interessen widmen und sich frei bewegen zu können, traf allerdings immer nur dann zu, wenn sich die Befragten auch tatsächlich Sorgen um das Wohl eines imaginären Kindes machten. Denn wäre es für sie irrelevant, so müssten sie nicht einen Teilaspekt ihrer Freiheit dafür opfern. Diese Beobachtung führt zur nächsten Subkategorie.

Sorge um das Kindeswohl

Die dritte Subkategorie, die „Sorge um das Kindeswohl“, scheint zunächst paradox. Die Idee, dass einem eigenen Kind viel geboten und dass man sich auf eine bestimmte Art und Weise kümmern müsse, damit es ihm gut ginge, war ein weiterer Grund für die Entscheidung gegen eigene Kinder. So erzählten Befragte, dass sie Kinder durchaus sehr gerne hätten. Manche hatten beruflich mit ihnen zu tun (Miriam, Katja, Carolina & Felizitas), andere gaben an, in der eigenen Familie oder im Freundeskreis mit Vergnügen Zeit mit Kindern zu verbringen (Patrizia, Anna, Aurora & Jan). Sie alle erzählten, sich gerne mit Kindern zu beschäftigen – auch wenn sie danach wieder ihren Rückzug bräuchten – und ihnen eine qualitativ hochwertige Erziehung sowie Bildung ermöglichen zu wollten. Die Befragten waren sich größtenteils einig, dass eine „gute“ Kindererziehung etwas sei, das bewusst geschehen und für das man sich als Elternteil „aufgeben“ müsse. Vor allem die Idee, sich dauerhaft, „*mindestens achtzehn Jahre lang*“ in einer gewissen Intensivität um ein Kind kümmern zu müssen, schreckte Befragte ab.

„und ähm dann eben mindestens achtzehn Jahre sich um da einen anderen Menschen zu kümmern mit doch voller Hingabe oder größerer Hingabe ähm und natürlich auch nach danach ja auch noch, also du bist ja dann trotzdem, auch wenn das Kind vielleicht aus dem Haus ist, bist du ja noch immer verbunden damit irgendwie. Das möchte ich nicht.“ (Carolina)

Das gewählte Zitat bietet Einblick in die Wertschätzung, die aus Carolinas Sicht einem Kind gegenüber nötig wäre, als sie davon sprach, dass man sich diesem mit „voller Hingabe“ widmen müsse. Eine andere Interviewpartnerin äußerte vermehrt die Sorge, dass sie denke keine gute Mutter sein zu können, da sie gerne Zeit für sich hätte. Mit der Sorge um ein Kind gingen auch Vorstellungen, die die Befragten von Elternschaft, beziehungsweise der Ansprüche, die sie an sich als Eltern hätten, einher. Dieser Aspekt vereint die Ideen einer eigenen Elternschaft mit den wahrgenommenen gesellschaftlichen Vorstellungen davon, welche Leistungen von Eltern erwartet würden. So äußerten Befragte, sie hätten „die Angst das kaputtzumachen“ (Michael). Dabei wurde in den weiteren Gesprächsverläufen klar, dass damit sowohl physische (die Angst ein Kind fallen zu lassen) als auch psychische Versehrung gemeint war. Eine bemerkenswerte Antwort kam von Emma, die erklärte, dass sie nicht bereit für ein Kind sei, da sie manchmal gestresst wäre und nicht optimal reagieren könne. Auf die Nachfrage, was damit gemeint sei, erklärte sie:

„Auf das Kind jetzt zum Beispiel, genau, irgendwie reagieren. (..) Ohne vielleicht darüber nachzudenken, war meine Reaktion nicht gerechtfertigt? Oder ist das, was macht das mit dem Kind? Weil man oft so mit seinen eigenen Emotionen dann beschäftigt ist und nicht so mit dem (...) Weil ein Kind kann sich ja oft nicht so ausdrücken. Man muss ja ein bisschen verstehen, was dann vielleicht hinter der Wut von dem Kind steckt oder hinter der Angst. Ich glaube, wir neigen oft dazu, dass wir die Ängste der Kinder runterspielen.“ (Emma)

Dieses Zitat zeigt, wie tiefgründig sich die Sorge um ein nicht existierendes Kind entwickeln kann und in der Folge dazu beiträgt, dass kein Kinderwunsch entsteht. Mehrere Interviewpartner:innen dachten ähnlich über die Erziehung von Kindern und waren der Annahme, dass sie selbst keine guten Eltern wären, da sie sich selbst nicht für emotional reif genug hielten. Das nicht-reflektiert-genug-agieren-Können war im Sinne der Kernkategorie „die Sorge vor Selbstaufgabe“ ein ausschlaggebender Aspekt bei der Entscheidung gegen die eigene Elternschaft. Die Befragten sahen die Elternschaft – ganz im Sinne der Ambivalenztheorie – als etwas an, das perfekt oder gar nicht realisiert werden könne. Die persönliche Hingabe und die Sorge, den gesellschaftlichen Rollenerwartungen einer *guten Mutter* oder eines *guten Vaters* nicht gerecht zu werden, war demnach ein weiterer Aspekt, der für die Interviewpartner:innen gegen eigene Kinder sprach. Die Befragten äußerten teilweise die Sorge, dass sie kein „gutes“ Elternteil

sein würden und stellten damit diesen abstrakten und teilweise nicht realisierbaren Anspruch an sich. Sie hätten die Sorge nicht nur einem Kind, sondern auch sich selbst bei der Erziehung zu schaden. Anna zog für sich das Fazit:

„das würde nicht gut für unsere Psyche [die des Kindes und Annas] enden, nicht gut für den Körper enden und so, und nicht gut für das Kind enden, also nicht, dass ich die schlechteste Mutter auf der Welt werden würde, aber halt, ich wäre nicht so, wie ich gerne wäre.“

Die Sorge um ein hypothetisches Kind ging über die Verantwortung der Eltern hinaus. Die Befragten machten sich Gedanken über zukünftige geopolitische und klimatische Entwicklungen und hatten dabei eine überwiegend pessimistische Einstellung. Diese bezog sich vor allem auf die klimatischen und politischen Entwicklungen – sowohl in Europa als auch global. Die Bedenken reichten von politischen Veränderungen in Österreich und den USA bis hin zu möglichen Kriegen und der Unterdrückung von Frauen und Minderheiten. Auch die Sorge vor dem Klimawandel und wie sich dieser in den kommenden Jahren entwickeln könnte war ein Grund, keine Kinder zu bekommen, wie der folgende Ausschnitt verdeutlicht:

„Außerdem finde i die politische Lage gerade sehr bedenklich und die klimatische Lage a extrem bedenklich. (...) äh, wo i ma denk, wü i wirklich a Kind in a Welt setzen, die rel- grad so negativ und und und ja, die grad so negativ is [...]. Der Klimawandel glaub i geht ned vorbei, weil niemand sich drum kümmert. Das haßt a halt ned unbedingt positiv für ein zukünftiges Kind.“ (Felixitas)

Über die Gedanken zur Politik und Umwelt hinaus gingen die Bedenken der Auswirkungen von Social-Media. Die Sorge um Kinder reichte dabei von online zelebrierten Idealen (Körper, Konsum sowie diversen anderen Verhaltensweisen) und der Möglichkeit alles zu dokumentieren und zu verbreiten, bis hin zu Propaganda und Radikalisierung junger Menschen. So erzählte eine Interviewpartnerin von ihrer Sorge bezüglich der Radikalisierung junger Männer und der politischen Veränderung in Österreich, die vermehrt online stattfindet:

„Ich habe das Gefühl, es gibt keine, es gibt nicht sehr viele gute männliche Vorbilder ähm und es gibt sehr viele schlechte. Und das ist ja auch, glaube ich, eines der Probleme, warum gerade alles so ein bisschen nach rechts kippt. Weil es ist halt so, hey, du bist nicht schuld, sondern die

Frauen sind schuld und die (...) ähm Flüchtlinge sind schuld und alle, die nicht ausschauen wie du. [...] Und eben auch, wir haben ja auch noch immer ein riesiges Problem, auch hier in Österreich mit Femiziden. Und da hätte ich auch Angst, dass ich halt eine Tochter habe.“ (Aurora)

Die Sorge um das Kindeswohl spielte zwar in den Überlegungen zur eigenen Elternschaft nur eine untergeordnete Rolle, dennoch wurde in den Interviews deutlich, wie tiefgehend sich auch Personen ohne Kinderwunsch mit dieser Frage auseinandersetzen konnten. So kann angenommen werden, dass die Erwartungen an ein *gutes Leben* im Sinne Becks (1994) auf ein Kind übertragen werden könnten. Könnte einem Kind in den Augen der Befragten kein *gutes Leben* geboten werden, so sollte von der eigenen Elternschaft abgesehen werden. Die Entscheidung gegen eigene Kinder wurde von den Befragten nicht als Ausdruck von Egoismus, sondern vielmehr als Akt der Verantwortung und Fürsorge verstanden. Die „Sorge um das Kindeswohl“ ist demnach nicht paradox, sondern ein Ausdruck der reflexiven und ambivalenten Vorstellungen der Befragten von Elternschaft.

5.4. Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung

Die vierte Kernkategorie wurde ausschließlich von weiblichen Befragten thematisiert. Unter „Sorge vor körperlichen und psychischen Veränderungen“ werden drei Subkategorien zusammengefasst: Angst vor einer Schwangerschaft, Sorge vor dem Geburtsvorgang sowie Sorge um körperliche und psychische Folgen.

Angst vor einer Schwangerschaft

Ein zentraler Aspekt dieser Kategorie war die Furcht vor körperlichen Empfindungen und Veränderungen, die eine Schwangerschaft mit sich bringen könnte. Die Befragten äußerten den Gedanken, dass das Austragen eines Kindes ein Fremdheitsgefühl im eigenen Körper auslösen könnte. So erläuterte Carolina bereits am Anfang des Interviews, warum sie sich dazu entschlossen hätte keine Kinder zu wollen:

„also beim genaueren Nachdenken drüber war es eher, dass auch die Vorstellung, schwanger zu sein, hat mich sehr abgeschreckt und, oder nicht unbedingt abgeschreckt, aber auch eher das als

ekelhaft oder, ich kann es mir einfach nicht vorstellen, dass da irgendwie ein Wesen in mir heranwächst.“ (Carolina).

Im weiteren Interviewverlauf verglich sie die Vorstellung humorvoll mit einem „Alien“, das in ihr heranwachsen würde. Das Gefühl eines Fremdkörpers war auch für andere Befragte ein erwähnenswerter Aspekt ihrer Ablehnung gegen eigene Kinder. Felizitas nannte sowohl Schwangerschaft als auch den Geburtsvorgang als Hauptgründe, weshalb sie sich gegen eigene Kinder entschieden hätte, und beschrieb ihre Vorstellung einer Schwangerschaft metaphorisch als einen Parasiten:

„Schwangerschaft finde ich schräg. Des ist wie so ein Parasit am Bauch, um es ganz hart auszudrücken. Also die Geburt an sich ist für mich ein negativer, also ein abschreckender Punkt.“

(Felizitas)

Felizitas beschrieb sowohl die Vorstellung einer Schwangerschaft als auch die einer Geburt als nicht erstrebenswert und charakterisierte sie als „*schräg*“. Andere Teilnehmerinnen äußerten sich darüber hinaus bezüglich des Verzichts, den eine Schwangerschaft mit sich bringe – Sushi, Alkohol, Sport. Der Gedanke des Autonomieverlustes über den eigenen Körper nahm hierbei eine zentrale Rolle ein.

Sorge vor dem Geburtsvorgang

In allen Interviews, in denen die Ablehnung einer Schwangerschaft thematisiert wurde, war diese eng mit der Furcht vor dem anschließenden Geburtsvorgang verknüpft. Es wurde von negativen Erfahrungen in der Familie oder dem Bekanntenkreis berichtet. Eine Interviewpartnerin erzählte, ihre Schwester sei beim Einkauf ohnmächtig geworden und im Krankenhaus mit ihrem bereits geborenen Kind aufgewacht. Eine andere schilderte, dass sie von den Folgen der Geburt (Dammriss) einer Freundin erfahren habe und dies als Bestätigung für ihre Entscheidung gegen eigene Kinder empfand. Anna und Emma erinnerten sich daran, bereits früh mit Videos von Geburten konfrontiert worden zu sein – ein Erlebnis, das sie als prägend beschrieben.

„Und ich war bei einer Freundin und bin mit ihren Geschwistern und ihren Eltern auf der Couch gesessen und habe ähm, was im Fernsehen angeschaut, und zwar eine Sendung, wo Frauen ge-

filmt wurden, wie sie Kinder bekommen. Also nicht, das war real, ja. Und da ist diese Frau gelegen und die hat geschrien. Das war für mich als Kind ein fürchterlicher Anblick, wie da der Mensch liegt und schreit unter Schmerzen. (...) Und woah, das hat ganz viel mit mir gemacht. Ich weiß noch, ich glaube, entweder bin ich sogar rausgegangen dann aus dem Zimmer. Ich bin dann rausgegangen, weil ich es nicht ausgehalten habe, das war für mich schrecklich. Und da habe ich schon gedacht, wenn das so weh tut, Kinder zu kriegen, mit mir sicher nicht.“ (Emma)

Anna berichtete ebenfalls, dass sie in jungen Jahren durch ein im Biologieunterricht gezeigtes Video wusste, niemals gebären zu wollen. Sie ging dabei vor allem auf die möglichen körperlichen Folgen ein und fühlte sich von diesen abgeschreckt.

„Weil des, also es ist wirklich so plastisch gesagt wie ich es gesagt hab, dass ich davon nichts, auf einmal auf so eine Konservendosegröße das Dingsl, also das, das ausweiten, und dann gibt es noch Dammschnitte, wenn das Kind zu groß ist, musst du es dir einschneiden und von zwei davon wirst du anal inkontinent, das heißt, du pisst dich noch die ganze Zeit an, es kann auch sein, dass du dich die ganze Zeit einscheißt, und mit allem Respekt, es gibt nichts auf der Welt, was ich so sehr haben will.“ (Anna)

Die „Sorge vor dem Geburtsvorgang“ war eine besonders aufschlussreiche Subkategorie, da an dieser Stelle die Rolle der gesellschaftlichen Vorbereitung und Aufklärung zu dem Thema Schwangerschaft und Geburt reflektiert werden kann. Die Interviewpartnerinnen, die diese Sorgen äußerten, waren allesamt der Meinung, unzureichend über Geburtsvorgang und Schwangerschaft aufgeklärt worden zu sein – sei es im schulischen Kontext oder bei Frauenärzt:innen. Sie erzählten von traumatischen oder problematischen Erfahrungen bezüglich gynäkologischen Untersuchungen. Ein besonders aufschlussreicher Interviewausschnitt bezüglich der fehlenden Aufklärung stammt von Aurora. Sie sprach ausführlich über mögliche Begleiterscheinungen einer Schwangerschaft – Informationen, die sie online recherchiert habe:

„also ich bin halt mit dem aufgewachsen, mit diesem schwanger Sein und Geburt Geben ist ja sowas Tolles und es ist so ein Wunder des Lebens und was auch immer und jetzt, je mehr ich davon lerne ähm, desto (...) Also, ich finde es krass, wie viele Leute das durchziehen, schwanger zu sein und Geburt zu geben. Weil das hört sich wie der absolute Horror an (lacht). Also es ist natürlich für jede Person ist, sind die Symptome anders aber einfach, dass es Frauen gibt, die ihre

Zähne verlieren, weil Calcium gezogen wird vom halt vom Fötus. Ähm eben Zähne verlieren, Haare ausfallen, die Nasen verändern sich, man bekommt Diabetes.“ (Aurora)

Auroras Schilderung ihrer Bedenken und Sorgen ist besonders anschaulich, da sie einen Wandel bezüglich ihrer Auffassung und Idee von Schwangerschaft durchlebt hätte. Ihr wurde ursprünglich vermittelt, dass Schwangerschaft und Geburt etwas Erstrebenswertes, ein „*Wunder*“ sei. Durch das Internet, beziehungsweise durch Social-Media – wie sie später im Interview erklärte – habe sie begonnen, differenziert über die körperlichen Veränderungen, die ein eigenes Kind für Frauen mit sich bringen könnte, zu denken. Auch Anna gab an, all ihre Informationen aus dem Internet und von Influencer:innen übernommen zu haben. So überlege sie seit einigen Jahren sich einer Sterilisation zu unterziehen, da sie online gesehen habe, dass dies eine Option sei. Die fehlende Aufklärung an Schulen und durch Ärzt:innen dürfte dazu beigetragen haben, dass sich die Befragten verstärkt online informierten. Beide (Aurora und Anna) berichteten von prägenden negativen Erfahrungen bei gynäkologischen Untersuchungen und dem Eindruck, dort nicht ernst genommen zu werden. Iris und Aurora erzählten zudem, an Endometriose erkrankt zu sein, und bezeichneten den erschwerten Diagnoseweg und die dadurch gesammelten Erfahrungen bezüglich des Umgangs mit Frauen in der Medizin als prägend.

Sorge um körperliche und psychische Folgen

Anschließend an die Geburt war der veränderte Körper ein wiederkehrendes Thema in den Interviews. Die dritte Subkategorie befasst sich daher mit der Sorge vor den möglichen Folgen für Körper und Psyche von Personen, die geboren haben. Der Gedanke daran, was ein Geburtsvorgang und eine Schwangerschaft mit dem Körper einer Frau machen sowie für ihre Selbst- und gegebenenfalls auch der Fremdwahrnehmung bedeuten könnten, stand im Zentrum der Überlegungen. In Bezug darauf fiel im Interview mit Anna immer wieder die Metapher eines Körpers als „*Hefekrapferl*“ – aufgedunsen und dick. Vor dieser körperlichen Veränderung während und nach einer Schwangerschaft habe sie große Angst. Sie würde sich dann in ihrem Körper sehr unwohl fühlen und beschrieb, dass ihre Mutter vor ihrer Geburt „*eine wirklich schön weibliche Figur*“ hatte und in der Folge „*auseinandergegangen wie so ein Hefekrapferl*“ sei. Die ästhetischen

Bedenken teilten auch weitere Interviewpartnerinnen. So erzählte Katja von einer Bekannten, deren Körper sich nach ihrer Schwangerschaft verändert und Katja dies als abschreckend erlebt hätte:

„Und die hatte auch eine tolle Figur, die Frau. Ich muss sagen, das ist halt schon einschneidend.“ (Katja)

Die Zitate verdeutlichen den Stellenwert, den die Ästhetik des eigenen Körpers in Bezug auf die Ablehnung einer Schwangerschaft einnimmt. Die Bekannte von Katja hätte vor ihrer Schwangerschaft in den Augen der Interviewpartnerin eine „tolle Figur“ besessen, die sie nach der Geburt nicht mehr habe. Die Beurteilung des weiblichen Körpers von außen spielte ausschließlich in Interviews mit Frauen eine bedeutende Rolle. Bei Anna war die Sorge, den eigenen Körper nach einer Schwangerschaft verändert zu sehen, einer der Hauptgründe gegen eigene Kinder.

„Und, also ich würde mich selber nicht mehr attraktiv finden, wenn ich wie so ein Hefekrapferl aufgehe. Und ich glaube ganz viel von persönlicher Akzeptanz oder so ist halt auch was Optisches und wenn du optisch nicht glücklich bist, dann bist du vielleicht mit dir nicht glücklich, was sich dann auch negativ auf das Kind auswirkt.“ (Anna)

Sie wolle nicht, dass ihr Körper sich dementsprechend verändere. Ihre eigene Unsicherheit und ihre Unzufriedenheit würden sich – so ihre Einschätzung – weiter auf ihr Kind auswirken. Bezogen auf ihre Wirkung auf Männer mache sie sich ebenfalls Sorgen. So führte sie weiter aus, dass sie Männer kennengelernt habe, die abwertend über die Körper ihrer schwangeren Frauen gesprochen hätten und dass sie diesen Aspekt persönlich sowohl nachvollziehbar als auch verwerflich finde.

„Ich kann es mir nicht vorstellen, dass wenn ich jemals einem Mann so sehr liebe, dass ich dem ein Kind schenke oder so, was halt nicht ist, dass der so über mich redet, aber wie manche Männer über eine schwangere Frau reden: Boah, die ist so blad, die will ich nicht mehr angreifen und ist sexuell unattraktiv. Und ich mir dann so denkt so, natürlich, ich kann es nachvollziehen. Sie ist halt, es schaut nicht geil aus, wenn die Frau ein Kind in sich trägt.“ (Anna)

Diese Auffassung teilten auch weitere Interviewpartnerinnen – allerdings nicht bezogen auf tatsächliche Äußerungen von Partner:innen, sondern auf ihre eigene Wahrnehmung. Eine Teilnehmerin verwendete ähnliche Worte und nannte einen Schwangerschaftsbauch ebenfalls „*nicht geil*“, während eine weitere meinte, sie fände „*diese extremen Schwangerschaftsbäuche sehr oarg und eher abstoßend*“.

Die Sorge davor, aufgrund einer Schwangerschaft und deren möglichen körperlichen Folgen nicht mehr als normschön oder attraktiv zu gelten, war demnach ein erheblicher Teil der Motivation gegen die Entscheidung eigene Kinder zu gebären. Die persönlichen Ansprüche an das Aussehen und den eigenen Körper waren für die Interviewpartnerinnen ein relevanter Aspekt ihrer Entscheidung zur Kinderfreiheit. Mögliche soziale Konsequenzen beim Nichtentsprechen des angenommenen Schönheitsideals wirkten für die interviewten Frauen abschreckend. Auch die Furcht vor einem Autonomieverlust über den eigenen Körper und dass sich dessen Wirkung auf andere Menschen verändern könnte, spielten eine übergeordnete Rolle in der Lebensplanung. Der persönliche Lebensentwurf sehe die körperlichen Folgen einer Schwangerschaft und Geburt nicht vor. Die Unsicherheit bezüglich der tatsächlichen Folgen (Wie wird sich der Körper verändern und wie werden andere darauf reagieren?) überwogen. Das individuelle Potenzial sollte auch in körperlicher Hinsicht nicht eingeschränkt werden, sondern weiterhin offenstehen. Die Sorge vor einer Schwangerschaft und einer Geburt erweiterte sich im Hinblick auf die Selbst- und Fremdbestimmung, die eine Frau und ihr Körper durchmachen könnten. Bei weiterer Ausführung ihrer Reflexion zur körperlichen Wahrnehmung ging Anna auf die Fremdwahrnehmung ihres Körpers und der Körper schwangerer Frauen ein. Sie berichtete, dass sie Sorge davor hätte einen Kindesvater zu haben, der sie nicht wertschätze und vom Arzt verlange, sie nach einer Geburt „*enger zusammenzunähen*“. Sie erklärte:

„*wenn ich einen depperten Haberer habe, der dann im Kreissaal sagt, ja, mach uns dann bitte noch zwei Stiche, ich, ich müsste das Kind dann in mich zurückstecken, und sagen, mit dir kriege ich keins!*“ (Anna)

Auch Felizitas berichtete von einer Freundin, die durch ihren schwangeren Körper zu „*öffentlichem Gut*“ wurde. Fremde Menschen hätten ihr an den Bauch gefasst und Bemerkungen zu ih-

rem Äußeren gemacht. Dieses Verhalten kritisierte Felizitas und bemängelte den gesellschaftlichen Umgang mit schwangeren Frauen. Die Sorge über einen möglichen Autonomieverlust zeigt sich demnach auch in dieser Subkategorie. Das Leben als „individuelles Projekt“ (Geissler & Oechsle 2020) würde durch Schwangerschaft und Geburt eingeschränkt, mögliche körperliche Folgen um ein Kind zu bekommen nicht in Kauf genommen. Es wurde versucht, das Risiko, den eigenen Körper nicht mehr akzeptieren zu können, auszuschließen. So wurde das eigene Wohlbefinden und das Ausschöpfen des körperlichen Potenzials in den Vordergrund gestellt.

5.5. Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs

Die fünfte und damit finale Kernkategorie befasst sich ebenfalls mit der Sorge vor Veränderung und Anpassung. Das Thema der „Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs“ wurde in den Interviews weniger umfangreich angesprochen als die vorherigen Kategorien. Dennoch zeigte sich in der Analyse, dass die Aussagen Gemeinsamkeiten diesbezüglich aufwiesen. Eine Bildung von Subkategorien hätte zu Differenzierungen geführt, die unübersichtlich und nicht nachvollziehbar gewesen wären. Da die Kategorie einen wichtigen Beitrag zum Gesamtverständnis des Entscheidungsprozesses leistet, wurde sie ohne Subkategorien beibehalten.

Die Befragten berichteten nicht nur von den möglichen negativen Aspekten einer eigenen Elternschaft (Kernkategorien 1–4), sondern auch davon, dass sie nicht bereit wären, in ihrem aktuellen Leben, Veränderungen zu akzeptieren, die mit einer Elternschaft einhergingen. Sie erzählten beinahe durchgehend von der Sorge, dass sie etwas an ihrem Leben anpassen müssten, bekämen sie ein Kind. Diese potenziellen Veränderungen wurden als negativ empfunden. So erklärte eine Teilnehmerin, dass es für sie weniger die Frage wäre, warum sie aktuell keine Kinder wolle, sondern viel mehr, dass es für sie keinen Grund gäbe Kinder zu bekommen.

„Es ist halt, ich würde jetzt gar nicht sagen, es gibt die und die Gründe, warum ich kein Kind will, sondern es ist halt einfach nicht, es beschäftigt mich einfach nicht. Ich habe nicht das Gefühl, als würde meinem Leben aktuell was fehlen.“ (Katja)

Dieses Zitat unterstreicht die Wortwahl der *Kinderfreiheit* in der Forschungsfrage, da die Interviewpartnerin dezidiert davon sprach, kein Gefühl der Versäumnis oder des Fehlens eines Kindes – wie es bei Kinderlosigkeit der Fall wäre – zu verspüren. Entsprechend äußerten sich auch weitere Frauen (Carolina und Anna), die der Meinung waren, dass ihnen „*nichts abgehen*“ würde und sie kein Versäumnis ohne Kinder verspürten. Auch Jan sprach davon, dass sein Leben genug „*Sinn*“ ohne eigene Kinder habe, da er sich um seine Nichte und Neffen kümmern könne. Er empfand, sein aktuelles kinderfreies Leben als selbstbestimmt und „*gemütlich*“. Daran wolle er nur sehr ungerne etwas ändern.

Auch spielte die fortschreitende Entfaltung des Selbst bei dem Aspekt der Zufriedenheit eine erhebliche Rolle. Wo manche Befragte eine Sorge vor Verlust oder Versäumnis in Bezug auf Selbstverwirklichung bei der Geburt eines eigenen Kindes verspürten, erzählten andere die Entscheidung gegen eigene Kinder erst durch fortschreitende Persönlichkeitsentwicklung getroffen zu haben. So berichtete Felizitas:

„I glaub, i habe dieses Ich-Bild erst entwickeln müssen, dass i jemand bin ohne Familie, dass i meine eigenen Hobbys hab, dass i ähm (...) Ja, das ist wahrscheinlich ein Teil meiner Persönlichkeitsentwicklung gewesen, dass i mi selber ähm auf eine egoistische Seite vielleicht höher ansehe als so dieses Kinder-, Familien-Glück.“ (Felizitas)

Sie trenne demnach ihr persönliches Glück von der Vorstellung eine Familie zu gründen. Im weiteren Interviewverlauf gab sie an, dass Persönlichkeitsentwicklung für sie nicht mit einem Kind stattfinden könne, da Eltern sich primär um dieses kümmern müssten. Die Zufriedenheit mit ihrer persönlichen Entwicklung, der Beschäftigung mit eigenen Interessen und Hobbys standen für sie an erster Stelle. Die vorgelebte Normbiografie, die sie noch als Kind angenommen hätte, stellte sich in ihrem Lebensverlauf als unzutreffend für ihr persönliches Glück heraus. Ganz im Sinne von Beck-Gernsheim (1994) kann hier von einer „Bastel-Biografie“ gesprochen werden. Felizitas und weitere Interviewpartner:innen erzählten, dass sich ihr „*Bild von einer Familie*“ mit dem Älterwerden gewandelt habe. Vor allem (aber nicht ausschließlich) Frauen erkannten mit zunehmendem Alter, dass sie kein Kind bekommen müssten und ihnen die Gestaltung des eigenen Lebens offen stünde. Das Leben wurde demnach als „individuelles Projekt“

(Geissler & Oechsle 2020) verstanden, in dem die Zukunftsorientiertheit die Befragten davon abhielt, sich selbst der (Mehrfach-) Belastung eigener Kinder auszusetzen. Ein „gemütlicher“ Lebensstandard schien erreicht und zumindest zum Zeitpunkt der Interviews sollte sich daran auch bezüglich der Familienplanung nichts ändern.

5.6 Schlüsselkategorie: Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens

Die Schlüsselkategorie setzt sich aus allen genannten Kernkategorien zusammen und konnte dementsprechend als „Sorge vor der Veränderung des eigenen Lebens“ definiert werden. Einerseits wurde der aktuelle Lebensentwurf weiterhin als erstrebenswert erachtet, andererseits würden die Befragten keine größeren Einschnitte in den diversen Bereichen des eigenen Lebens (soziales Umfeld, Bildung und Ressourcen, Selbstverwirklichung und dem eigenen Körper) akzeptieren. Die Interviewpartner:innen waren zum Befragungszeitpunkt mit ihrem Leben größtenteils zufrieden oder strebten gerade ein Ziel an, das ihnen unvereinbar mit der eigenen Elternschaft erschien (z.B. Bildung oder Karriere). Der Gedanke, das eigene Leben an jemand anderen anpassen zu müssen sowie Positionen im Freundeskreis und Beruf für die Erziehung eines Kindes zurückstecken oder aufgeben zu müssen, erschienen als abschreckend und nicht mit dem aktuellen Lebensentwurf vereinbar. Die eigene Identitätsbildung wurde demnach unabhängig von der Elternschaft angestrebt, ganz so wie es Bauman (1999) im Sinne der Postmoderne beschreibt. Die Suche nach einem *guten* und *sinnerfüllenden* Leben stand im Zentrum der individuellen Lebensentwürfe.

„Ja, so egoistisch, wie es sich anhört aber ich muss mein Leben leben und da muss ich in erster Linie gut zu, also was ist der Sinn des Lebens? Keine Ahnung. Aber ich möchte, dass es einigermaßen nett ist. Und deswegen ist das mein Haupt, der Hauptbeweggrund und das andere ist untergeordnet.“ (Emma)

Emma beschrieb den Wunsch, ihr Leben individuell und aktiv zu gestalten. Das gewählte Zitat zeigt, dass Individualität und Sinnsuche ganz im Sinne Becks Individualisierungsthese einen zentralen Aspekt der Motivation zur Kinderfreiheit bilden. Die Sorge, diese aufgrund von eige-

nen Kindern nicht ausleben, sich nicht frei entfalten zu können, erschien der Befragten unattraktiv und nicht „*nett*“. Eine vordefinierte Identität (z. B. *Mutter* oder *Vater*) wurde abgelehnt, die individuellen Bedürfnisse und der eigene Lebensweg standen im Zentrum der Lebensentwürfe. Es wurde demnach nach einer Identität gesucht (Junge 2014), die in den vorgelebten Normalbiografien nicht gefunden wurde. Die Befragten wollten sich nicht auf eine vorgegebene Rolle festlegen, sie hatten den Wunsch ihre Rollen selbst zu definieren und zu erarbeiten. Die Ambivalenz zwischen der eigenen nicht zuordenbaren Rolle, der Suche nach dem *Sinn des Lebens* und der gleichzeitigen Ablehnung der als gesellschaftlich *sinnvoll* wahrgenommenen Rolle von Eltern, spielte bei der Erarbeitung der Lebensentwürfe eine bedeutsame Rolle. Feste Zuschreibungen wurden vermieden während zugleich nach einer flexiblen Identität gesucht wurde. Zeitgleich fand eine aktive Abgrenzung von den Lebensentwürfen von Personen mit Kindern statt, wie dieser Ausschnitt aus dem Interview mit Samuels zeigt:

„Und ja, ich schätze, es gibt auch Leute, die es einfach fast aus Prinzip machen, weil Kinder bekommen zu einem traditionellen Lifestyle, dazugehört. (...) Und ja, es dann fast schon aus Prinzip machen. Ähnlich wie wir irgendwo im Werdegang unseres Lebens sagen, ah ja, Bildung bekommen gehört dazu, Job Suchen gehört dazu und bei denen ist vielleicht auch ein Kind bekommen gehört dazu.“ (Samuel)

Weitere Teilnehmer:innen waren ebenfalls der Meinung, dass eigene Kinder einen „*Lifestyle*“ voraussetzten, der ihrem widerspräche. Die Sicherheit der medial verbreiteten und im sozialen Umfeld vorgelebten Rollenbilder von Eltern erschien den Befragten einschränkend. Die individuelle Suche nach Glück lag dementsprechend – ganz nach den Überlegungen Magerskis (2015) – darin, das eigene Leben kontinuierlich anpassen zu können.

Die Loslösung von traditionellen Rollen und Mustern, die gewonnene Autonomie, das eigene Leben bezüglich Bildung, Partner:innenwahl und räumlicher Mobilität frei gestalten zu können, sowie die damit einhergehenden Erwartungen an das Selbst (Beck 1994) standen im Zentrum der Entscheidungen gegen eigene Kinder.

„Also der Hauptgrund ist, glaube ich, tatsächlich, weil ich mir mei Leben mittlerweile so zurechtgelegt habe, dass des einfach nicht passen würd.“ (Miriam)

Die frei gestaltbare Lebensführung stand im Mittelpunkt der Begründungen gegen die eigene Elternschaft. Die Lebensentwürfe der Interviewpartner:innen waren vielfältig, doch vereinte sie alle die Einstellung, dass Kinder diese einschränken oder gar unmöglich machen würden. Das Bedürfnis nach Selbstentwicklung, das Ausleben der eigenen Interessen und die Loslösung von traditionellen Mustern, Rollen und Lebenszielen sollte die erhoffte Erfüllung und den eigenen *Sinn* im Leben bringen. Das eigene Ich, die Entfaltung und die Fürsorge für dieses waren ebenfalls zentrale Themen. Mehrere Befragte beschrieben ihre Selbstfürsorge darin, auf die eigenen Bedürfnisse zu achten, sich selbst zu umsorgen und – wenn nötig – an erste Stelle setzen zu können. Dies müsste bei der Erziehung eines Kindes in den Hintergrund treten.

„I wü mi selber halt trotzdem auch entfalten, mei eigene Person sein und mei eigene (...) ähm, I mecht kei Wir sein“ (Felizitas)

Die Unabhängigkeit von anderen Personen – insbesondere von einem eigenen Kind – wurde als Voraussetzung für ein autonomes Leben erachtet. Felizitas lehnte es ab, mit jemandem zu einem „wir“ zu werden, differenzierte allerdings im weiteren Interviewverlauf das „wir“, welches in einer Partnerschaft entsteht, von jenem, das mit einem Kind entstünde. In einer Partnerschaft, so schien es, könne sich das Selbst entfalten, bei der Geburt eines Kindes ginge diese Möglichkeit verloren. Auch andere Befragte nannten die Sorge vor einem Defizit in der eigenen Lebensführung und das Versäumen der Verwirklichung des eigenen Potenzials als Grund, kinderfrei zu bleiben. Michael etwa betonte, dass er oder seine Partnerin bei der Geburt eines gemeinsamen Kindes persönliche Freiheit in Form von Arbeitszeit und Verdienst einbüßen müssten. Jan hingegen sah die größte Einschränkung seiner Entfaltungsmöglichkeit in der permanenten Rücksichtnahme auf eine andere Person; er wolle sein Leben unabhängig „genießen“.

„Für mich ist immer der Aspekt, dass ich sage, ich möchte einfach mal die Option haben, oder ich möchte halt möglichst immer die Option haben, keine Rücksicht auf andere nehmen zu müssen. Das ist eigentlich meine Hauptmotivation.“ (Jan)

Jan wolle sich zudem die „permanente Verantwortung“ nicht „aufhalsen“ und schloss mit der Bemerkung, er sei für ein eigenes Kind wohl nie „erwachsen genug“ geworden. Die nicht endende Selbstverwirklichung – verbunden mit dem Gefühl, nie vollständig erwachsen zu werden – hindere ihn daran, an einen Punkt zu kommen, an dem er bereit wäre, dauerhaft Rücksicht auf

eine andere Person zu nehmen. Der Gedanke des nicht-erwachsen-genug-Seins fand sich auch in anderen Interviews. Resultierend daraus konnte die Suche nach dem eigenen Selbst, dem Sinn, dem Lebensweg als aktiven, nicht abschließbaren Prozess, als übergreifendes Thema der Interviews klassifiziert werden. Die Sorge, den aktuell eingeschlagenen Lebensweg zu verändern oder durch die Bedürfnisse eines Kindes davon abzukommen, erschien den Befragten als Einschnitt in die persönliche Selbstverwirklichung. Die fortschreitende Individualisierung postmoderner Lebenswege sowie die damit einhergehende Ambivalenz bei Rollensuche und Entscheidungsfindung erwiesen sich als ausschlaggebend für die Entscheidung einen Kinderwunsch abzulehnen oder aufzuschieben.

6. Zusammenfassung

Die Erforschung der Gründe von Personen, sich aktiv gegen eigene Kinder zu entscheiden, ist hochgradig soziologisch interessant und aufgrund aktueller Debatten gesellschaftlich, politisch und ökonomisch höchst relevant. Sinkende Geburtenraten sorgen nicht nur in Österreich und Europa, sondern in weiten Teilen der Welt für Fragen rund um generationale Aufträge und die Erhaltung der jeweiligen Bevölkerungen. Die Gründe von Personen, keine eigenen Kinder zu bekommen, sind individuell. Sie hängen mit den jeweiligen Vorlieben und Ansprüchen sowie den Vorstellungen eines guten Lebens und den eigenen Anforderungen daran zusammen.

Um den Wunsch von Personen, einen Lebensentwurf ohne eigene Kinder anzustreben, zu untersuchen, wurden in dieser Masterarbeit zwölf problemzentrierter Interviews mit Personen zwischen 30-45 Jahren geführt. Die dabei zu beantwortende Forschungsfrage lautete:

„Welche individuellen Begründungen nennen Personen zwischen 30-45 Jahren für ihre Entscheidung, keine eigenen Kinder bekommen zu wollen?“

Ziel war es, die vielschichtigen subjektiven Beweggründe für diesen Entschluss zu erfassen und die Entscheidungsfindung für ein kinderfreies Leben zu verstehen. Hierfür wurden Fragen zu Be-

gründungen, Erwartungen, Beziehungen und persönlichen Einstellungen gestellt und die Antworten mittels Grounded Theory ausgewertet. Die Masterarbeit knüpfte hierfür an zwei theoretische Perspektiven an: die Theorie der Ambivalenz (Beck 1994; Keupp 2020), die die Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Erwartungen, Gefühle und Perspektiven betont, und die Individualisierungsthese (Beck 1994), die die wachsende Bedeutung von Selbstverwirklichung und Autonomie bei der Gestaltung des eigenen Lebens beschreibt. Im Zentrum dieser Arbeit stand daher nicht die statistische Erfassung von Faktoren, die die Entscheidung gegen eigene Kinder begünstigen, sondern die individuellen Beweggründe, Erfahrungen, Vorstellungen und Annahmen der Interviewpartner:innen.

Die Analyse der Interviews brachte insgesamt fünf Kernkategorien sowie eine Schlüsselkategorie hervor. Diese waren a) „Sorge vor Veränderungen im persönlichen Umfeld“, b) „Sorge vor persönlichem Verzicht“, c) „Sorge vor Selbstaufgabe“, d) „Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung“ und e) „Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs“. Die Schlüsselkategorie, unter der sich alle Ergebnisse zusammenfassen lassen, trägt den Titel „Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens“.

a) Die Kernkategorie „Sorge vor Veränderungen im persönlichen Umfeld“ umfasst sowohl die Sorge davor, dass die Qualität von Freundschaften und Bekanntschaften unter der Geburt eines (eigenen) Kindes leiden könnten, als auch die Sorge vor der Veränderung einer romantischen Beziehung. Dabei wurde einerseits die Sorge vor sozialer Isolation und andererseits jene vor Verlust der Gleichberechtigung betont. Insgesamt zeigte sich, dass die Entscheidung gegen eigene Kinder vom sozialen Umfeld und den Erwartungen an dieses geprägt wurde.

b) Die „Sorge vor persönlichem Verzicht“ gliedert sich in Subkategorien, die sich mit der Sorge um Bildung und Karriere sowie finanzieller und räumlicher Einbußen befassen. Diese Kategorien sind dicht ineinander verwoben und vor allem für die Entscheidung von Frauen ausschlaggebend, da sie im Falle einer Geburt die Sorge hätten, persönlichen Verzicht in nahezu all diesen Bereichen leisten zu müssen.

c) Die dritte Kernkategorie „Sorge vor Selbstaufgabe“ gliedert sich ebenfalls in Subkategorien, die sich mit den Themen des befürchteten Autonomieverlustes, der Selbstaufgabe

und der Sorge um das Kindeswohl beschäftigen. Hierbei zeigte sich deutlich, dass Autonomie und Selbstverwirklichung zentrale Werte der Interviewpartner:innen waren. Die Elternschaft wurde hingegen mit persönlichen Einschränkungen, externen sowie internen Rollenerwartungen und Selbstaufgabe assoziiert. Darum stuften die Interviewpartner:innen ihre Kinderfreiheit nicht als Egoismus, sondern als verantwortungsvolle Entscheidung ein.

d) Die Kernkategorie „Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung“ wurde ausschließlich von weiblichen Befragten thematisiert und umfasst die Subkategorien der Angst vor einer Schwangerschaft, der Sorge vor dem tatsächlichen Geburtsvorgang sowie den körperlichen und psychischen Auswirkungen, die die Geburt und das Austragen eines Kindes mit sich bringen könnten. Dabei wurden Schwangerschaft und Geburt auch als Eingriffe in die körperliche Selbstbestimmung wahrgenommen und gingen mit Sorge um die eigene Attraktivität und dem Wohlbefinden einher.

e) Die fünfte Kernkategorie trägt den Titel „Aufrechterhaltung des aktuellen Lebensentwurfs“. Die Befragten betonten zusätzlich zu den – für sie – negativen Aspekte eigener Kinder, ihre Zufriedenheit mit ihrem aktuellen Leben und sahen daher keinen Anlass, Nachwuchs zu bekommen. Sie beschrieben kein Gefühl der Versäumnis zu verspüren. Ihr Leben sei bereits sinnerfüllt, selbstbestimmt und „gemütlich“. Kinder würden Anpassungen, die sie als Einschränkungen empfänden, erfordern.

Die **Schlüsselkategorie** „Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens“ vereint die Kernkategorien und zeigt als zentrale Motivation für den Erhalt eines kinderfreien Lebens die Sorge der Befragten vor der Veränderung oder Anpassung des bestehenden Lebensentwurfs auf. Im Zentrum stand hierbei der Wunsch nach einem weiterhin autonom gestaltbaren Leben ohne von außen festgelegte Rollen, wie sie eine Familiengründung verlangen könnte. Die Befragten beschrieben ihr Leben als individuelles Projekt, das flexibel an ihre jeweiligen Lebensumstände angepasst und nicht durch dauerhafte Verantwortung für ein Kind eingeschränkt werden sollte. Die Interviews zeigten eine bewusste Abgrenzung von Normalbiografien und die Ablehnung eines als traditionell wahrgenommenen Lebensstils auf. So spielten neben multiplen Krisen (Corona Pandemie, Wirtschafts- und Klimakrise, politische Entwicklungen) vor allem individuelle Erwartungen

an das eigene Leben und das Verwirklichen des eigenen Potenzials in einer neoliberalen Gesellschaft eine zentrale Rolle bei der Entscheidung gegen eigene Kinder.

In Bezug auf die theoretischen Perspektiven ließen sich eindeutige Parallelen zu den Forschungsergebnissen ziehen. Die Interviews gaben einen Einblick in die Entscheidungsgewinnung der Teilnehmer:innen bezüglich ihres Wunsches, kinderfrei zu bleiben. Diese erzählten teilweise, dass der Kinderwunsch zunächst auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wurde, zu dem sie sich mehr Klarheit und Stabilität erhofften, ehe sie ihn schließlich vollkommen ablehnten. Ebendiese Aufschiebung entspricht dem Ambivalenzbegriff. Die Sorge, das eigene Leben, die eigene Freiheit aufgeben zu müssen, einer von außen auferlegten, sozialen Rolle (Mutter oder Vater) zu entsprechen, führte bei den Interviewpartner:innen ebenfalls zur Ablehnung des Kinderwunsches (Merton 1976). Darauf Bezug nehmend wurde der Gedanke geäußert, es gäbe nur Personen, die Eltern wären („*Wir-Mamas*“) und kinderfreien Personen, die ihr Leben genießen könnten. Die Interviewpartner:innen schätzen vor allem ihre Ungebundenheit und Freiheit. Sie könnten ihren Interessen nachgehen, sich mit Freund:innen treffen und verreisen, ohne auf jemanden Rücksicht nehmen zu müssen – alles Eigenschaften und Aktivitäten, die Eltern in ihren Augen verlieren würden. Die Persönlichkeitsentwicklung wurde demnach als nicht abzuschließender Prozess wahrgenommen, der durch ein Kind enden könnte. Die Zuschreibung der Rolle eines Elternteils bedeute, die eigenen Bedürfnisse zurückzustecken. Die Entscheidung für eigene Kinder entspräche der Entscheidung für einen „klassischen“ Lebensweg. Dieser gäbe den Befragten das Gefühl, eine bestimmte Richtung einschlagen zu müssen und ihre persönliche Freiheit einzubüßen. Beide Lebensentwürfe – eine Elternrolle anzunehmen und dabei Freiheit und Selbstverwirklichung beizubehalten – schlossen sich für die Befragten aus. Sie könnten nicht gleichzeitig angestrebt oder verwirklicht werden.

Die Individualisierungsthese Ulrich Becks schließt an eben jenen Gedanken an. Dafür sprechen auch die Ergebnisse dieser Arbeit. Vor allem der Aspekt des persönlich gestaltbaren Schicksals (Beck 1994) spiegelt zentrale Aussagen der Interviews wider. So war vor allem die Kernkategorie der „Sorge vor persönlichem Verzicht“ mit der Sorge der Interviewpartner:innen, dass Bildungsziele und -errungenschaften nichtig werden könnten, diesbezüglich aufschlussreich. Die Sorge der befragten Personen – vor allem von Frauen – dass sie ihre individuellen Karrieren und

somit ihr Einkommen bei der Geburt eines eigenen Kindes einbüßen könnten, war ein ausschlaggebender Grund für ihre Entscheidung, kinderfrei zu bleiben. Das individuelle Streben nach Glück war in den Interviews deutlich als Motivation für den Lebensentwurf erkennbar. Die selbst formulierten Lebensziele (Karriere, Hobbys, soziale Eingebundenheit) schienen für die Befragten nicht mit der Gründung einer eigenen Familie vereinbar. Sie waren der Meinung, dass Kinder zu viele Ressourcen (Geld, Zeit, soziale Ressourcen) bräuchten. Vor allem für weibliche Befragte schien der Lebensentwurf mit eigenen Kindern nicht erstrebenswert, da sie befürchteten, einen großen Teil der Care-Arbeit verrichten zu müssen und dadurch mehr Freiheiten zu verlieren als ihre (potenziellen) Partner:innen. Die „weibliche Normalbiografie“ (Beck-Gernsheim 1994, S.123) wurde demnach abgelehnt und zugleich weitergedacht. Dies entsprach ebenso den theoretischen Annahmen von Geissler und Oechsle (2020), die davon ausgehen, dass das eigene Leben als individuelles Projekt verstanden würde. Der Verzicht auf eigene Kinder entstand bei den Interviewpartnerinnen demnach bewusst aufgrund der Lebensplanung. Die Sorge davor, das eigene Potenzial nicht vollständig auszuschöpfen, das Leben nicht ausreichend genießen zu können oder es als unzureichend zu empfinden, war in dieser Kategorie besonders präsent.

Diesbezüglich ist die Kernkategorie der „Sorge vor Selbstaufgabe“ ebenfalls zentral, da sie die Besorgnis der Interviewpartner:innen, sich selbst zu verlieren oder die eigenen Bedürfnisse jenen eines Kindes unterstellen zu müssen, behandelt. Geissler und Oechsele (2020) nennen vor allem die Mehrfachbelastung, der Frauen mit Kindern ausgesetzt sind. Das eigene Leben wurde demnach von den Interviewpartner:innen ohne Kinder geplant, um die eigenen Ziele und Ansprüche an ihr Leben erfüllen zu können. Die Entscheidung gegen Kinder wurde als zentral für die individuelle Selbstverwirklichung angesehen. Das Ziel dieser Planung stand offen, es schien aber mit Kindern – beziehungsweise mit den Aufgaben und Verantwortungen, die diese für Eltern mit sich bringen könnten – nicht vereinbar.

Das Risiko, die Entscheidung gegen die eigene Elternschaft zu bereuen, wurde nur vereinzelt genannt und zugleich relativiert. Die Sorge davor, eine Entscheidung später zu bereuen, wurde von den Interviewpartner:innen mitgedacht. Die Teilnehmer:innen waren sich darüber im Klaren, ihre eigene Entscheidung treffen zu müssen und eventuelle Konsequenzen später zu tragen. Dies entspricht Keupps (2020) „*Ambivalenz postmoderner Lebensformen*“ (ebd., S. 336). Dennoch

kann festgehalten werden, dass die Teilnehmer:innen angaben, dass mit der fortschreitenden Ablehnung der traditionellen Rollen (Mutter, Vater) das Gefühl von Freiheit und Kontrolle über die eigenen Lebensentscheidungen stieg und nicht die Sorge vor einem empfundenen Defizit.

Auch in Bezug auf den Forschungsstand ließen sich Parallelen zu vorangegangenen Arbeiten ziehen. So erzählten Interviewpartner:innen davon, dass sie zunächst davon ausgegangen waren, Kinder zu wollen, und sich ihre Einstellung erst im späteren Leben geändert hätte. Mit wenigen Ausnahmen wollten die Teilnehmer:innen als Kinder oder junge Erwachsene dem Ideal der Kernfamilie entsprechen und Mutter oder Vater werden („*Weil man das eben so macht*“). Erst durch das Studium, den Umzug in eine größere Stadt, die Erwerbstätigkeit oder den Freundeskreis hätte sich der Kinderwunsch zu einem Wunsch der Kinderfreiheit gewandelt. Dies entspricht der Erkenntnis Dorbritz und Naderis (2013), dass der Kinderwunsch sich der gelebten Realität anpasst, sowie Buh und Beaujouan (2023), die die veränderten Bildungs- und Erwerbsverläufe als zentralen Grund für sinkende Geburtenraten sehen.

Besonders sei an dieser Stelle auf die Erkenntnisse von Borimnejad et al. (2024) hingewiesen. Das Team kam ebenfalls zu dem Schluss, dass ein zentraler Grund, kinderfrei zu bleiben, die individuelle Lebensweise sei. Dabei spielten die Erwartungen an das eigene Leben, selbst gesetzte Standards und (finanzielle) Stabilität eine wichtige Rolle. Auch die zukunfts pessimistische Einstellung der Interviewpartner:innen konnte in dieser Masterarbeit – wenn auch nur am Rande – festgestellt und als für die Fertilitätsentscheidung relevant eingestuft werden. Das Forschungsteam um Borimnejad konnte zudem feststellen, dass finanzielle Überlegungen ein Grund für die Entscheidung gegen eigene Kinder wären. Diese Bedenken wurden ebenfalls von Interviewpartner:innen dieser Masterarbeit geäußert. Diese betreffen sowohl tatsächliche Ausgaben (Schule, Kleidung, Hobbys) als auch Einkommensreduktion durch Teilzeitarbeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Erkenntnisse dieser Arbeit an den bereits bestehenden Forschungsstand anknüpfen. Die Ergebnisse sind in mehrfacher Hinsicht gesellschaftlich und soziologisch relevant. Sie zeigen, dass der Wunsch keine Kinder zu bekommen kein Ausdruck von Egoismus ist, sondern ein bewusster Lebensentwurf, der mit Selbstverwirklichung und Autonomie zusammenhängt. Diese Erkenntnis soll zur Entstigmatisierung von kinderfreien Personen beitragen, indem ein Verständnis für den Entscheidungsprozess und die dahinterliegenden

Überlegungen geschaffen wird. Vor allem die Erkenntnisse über die Gedanken, die sich Frauen bezüglich körperlicher, psychischer, beruflicher und finanzieller Veränderungen machen, sind relevant, um zu verstehen, weshalb sich immer mehr Personen gegen eigene Kinder entscheiden. Diese Erkenntnis weist vor allem auf die fehlende gerechte Verteilung von Care-Arbeit sowie die gesellschaftlichen Anforderungen an Frauen und Mütter hin. Die Sorgen und Ängste der Interviewpartnerinnen sind für die Geschlechterforschung genauso relevant wie für die Gleichstellungs- und die Gesundheitspolitik.

Anschließend an diese Erkenntnisse ergeben sich neue Forschungsfragen, die für zukünftige Arbeiten von Interesse sein könnten. Vor allem bezogen auf die Kernkategorie der „Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung“ stellt sich die Frage, wie sich Personen, die noch nicht geboren haben, eine Schwangerschaft und Geburt vorstellen, welche Vorurteile, Erwartungen und Befürchtungen sie diesbezüglich haben. Der Aspekt der Informationsgewinnung eröffnet ebenfalls eine Forschungsmöglichkeit, da Interviewpartner:innen angaben, ihre Informationen vermehrt aus sozialen Medien (Instagram und TikTok) zu beziehen und sich so ihre Meinung zu bilden. Daher wäre es interessant zu untersuchen, wie stark sich Personen in ihren Fertilitätsintentionen von diesen Inhalten beeinflussen lassen und welche Informationen verbreitet werden. Auch wäre es notwendig zu erheben, welches Wissen in Schulen diesbezüglich vermittelt wird, denn die Interviewpartnerinnen gaben an, im Unterricht kaum aufgeklärt worden zu sein. Aus dieser Wissenslücke entstand für sie die Notwendigkeit, sich selbst online zu informieren – ein Unterfangen, welches durchaus zu Fehlinformationen führen kann.

Eine weitere Forschungsfrage könnte sich mit der Sorge um die körperlichen und psychischen Folgen einer Geburt befassen, vor allem bezogen auf die Vorstellung der Interviewpartnerinnen, dass sie selbst ihren Körper nach einer Schwangerschaft und Geburt als nicht mehr attraktiv wahrnehmen könnten. Hier wären Vorstellungen von Schönheitsidealen und den gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen und Mütter zu hinterfragen und zu erforschen, welche verinnerlichten Einstellungen und Auffassungen den Sorgen der Interviewpartnerinnen zugrunde liegen könnten. Eine weitere Anschlussforschung wäre es, den Aspekt der Bildung und Mutterschaft untersuchen. Für befragte Frauen schlossen sich diese Lebensentwürfe teilweise gänzlich aus. Hier wäre eine Arbeit, die höher gebildete Mütter zu ihrer Einstellung befragt und deren Lebensrealität erfasst, von Interesse.

Da die Arbeit an dieser Forschung zeitlich limitiert war – es sich demnach um eine Querschnittstudie handelt – wäre eine anschließende Längsschnittstudie mit den gleichen Teilnehmer:innen in fünf bis zehn Jahren von Interesse. Die Teilnehmer:innen berichteten zwar, wie sich ihr Wunsch kinderfrei zu bleiben im Lebenslauf entwickelt habe, jedoch kann an dieser Stelle nicht ausgeschlossen werden, dass die Befragten in Zukunft diese Meinung erneut ändern könnten. Bei einer zukünftigen Erhebung könnte erfragt werden, ob ihre Einstellungen Bestand hatte oder ob unter ihnen Personen waren, die im späteren Lebenslauf Kinder bekommen haben. Dies würde weitere Erkenntnisse für den Wandel des Kinderwunsches im Lebensverlauf liefern.

Die Tatsache, dass es sich bei dieser Masterarbeit um eine Querschnittstudie handelt, muss bei der Interpretation der Ergebnisse mitgedacht werden. Ebenso ergeben sich durch die Auswahl der Theorien und der Methode weitere Limitationen. So drängt die theoretische Fokussierung der Arbeit einen gewissen Gesichtspunkt auf, der andere mögliche Ansätze (z. B. feministische oder ökonomische Theorien) nicht berücksichtigt. Zusätzlich sind die Ergebnisse durch die qualitative Ausrichtung dieser Arbeit nicht verallgemeinerbar, sondern zeigen die subjektiven Begründungen der Interviewpartner:innen auf. Durch die persönlich geführten Interviews könnte es ebenfalls zu Beeinflussung der Teilnehmer:innen in Form von sozialer Erwünschtheit oder der Fokussierung der Interviewfragen gekommen sein. Es empfiehlt sich, das Sample als ein selektiertes und durch das Schneeballverfahren gewonnenes zu verstehen. Die Interviewpartner:innen dieser Masterarbeit waren dementsprechend nicht größtmöglich divers, sondern ähnelten sich zu großen Teilen in ihrer Profession, Herkunft und ihrem Alter. Zudem kannten sich einige Teilnehmer:innen, weshalb von einer soziodemografischen Verzerrung auszugehen ist. Ebenso ist zu bedenken, dass die Interviews auf Deutsch durchgeführt wurden und die Teilnehmer:innen beinahe ausschließlich aus europäischen Ländern kamen. Die Anzahl der Teilnehmer:innen ist ebenfalls nur sehr gering. Die Befragung weiterer Personen könnte zu anderen oder ergänzenden Ergebnissen führen.

Zusammenfassend zeigt die Masterarbeit, dass die Entscheidung gegen eigene Kinder nicht nur als individuelles Ergebnis persönlicher Einstellungen und Annahmen verstanden werden darf, sondern eng mit gesellschaftlichen und persönlich verinnerlichten Wertvorstellungen, ökonomischen Voraussetzungen und Ansprüchen sowie neoliberalen Einstellungen verknüpft ist. Die

Analyse der problemzentrierten Interviews ergab, dass die interviewten Personen ihren Lebensentwurf ohne eigene Kinder als bewusste, autonome Entscheidung wahrnahmen. Dabei spielten vor allem die Vorstellungen der Einschränkungen, Rollenerwartungen und Selbstaufgabe bei einer Elternschaft eine zentrale Rolle. Diese würden als starke Einschränkungen auf die individuelle Lebensgestaltung wirken. Autonomie, Selbstverwirklichung und die Aufrechterhaltung des eigenen Lebensstils und -standards waren zentrale Werte der Befragten, die es zu erhalten oder zu erweitern galt. Diese waren die zentralen Gründe der Befragten keine eigenen Kinder bekommen zu wollen.

Die erarbeiteten Kernkategorien – von der „Sorge vor Veränderungen im sozialen Umfeld“ über die „Sorge um persönlichen Verzicht“ bis hin zur „Sorge vor körperlichen und psychischen Folgen“ – lassen sich in der Schlüsselkategorie „Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens“ zusammenfassen. Damit wurde sichtbar, dass die Ablehnung eigener Kinder nicht aus einem Defizit oder Egoismus, sondern aus einem aktiven Streben nach Freiheit und Zufriedenheit resultiert. Die theoretische Rahmung durch Ambivalenztheorie und Individualisierungsthese konnte zudem wichtige Aspekte des nicht vorhandenen Kinderwunsches (Aufschieben, Selbstverwirklichung) verdeutlichen.

7. Literaturverzeichnis

- Albertini, M., & Brini, E. (2021). *I've changed my mind. The intentions to be childless, their stability and realisation. European Societies*, 23(1), 119–160.
<https://doi.org/10.1080/14616696.2020.1764997>
- Barker, R., & Buber-Ennsner, I. (2024). Uncertainty and flexibility of fertility intentions. *Advances in Life Course Research*, 61 (2024) 100618. <https://doi.org/10.1016/j.alcr.2024.100618>
- Bauer, G., & Jacob, M. (2010). Fertilitätsentscheidungen im Partnerschaftskontext: Eine Analyse der Bedeutung der Bildungskonstellation von Paaren für die Familiengründung anhand des Mikrozensus 1996–2004. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62(1), 31–60.
- Bauman, Z. (1997). *Flaneure, Spieler und Touristen: Essays zu postmodernen Lebensformen*. Suhrkamp.
- Bauman, Z. (1999). *Unbehagen in der Postmoderne*. Suhrkamp.
- Bauman, Z. (1998). *Culture as praxis*. SAGE.
- Bauman, Z. (2001). *The individualized society*. Polity Press.
- Beck, U. (1994). Jenseits von Stand und Klasse. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (10. Aufl.). Edition Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Auf dem Weg in die postfamiliale Familie—Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandschaft. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (10. Aufl.). Edition Suhrkamp.
- Berg, C., & Milmeister, M. (2011). Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden: Über die Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berghammer, C., Buber, I. & Prskawetz, A. (2016). Childlessness intentions of young female researchers in Austria. *Zeitschrift für Familienforschung*, 28, 267-288.
<https://doi.org/10.3224/zff.v28i3.26041>.
- Blackstone, A. (2019). *Childfree by Choice: The Movement Redefining Family and Creating*. Dutton.

Borimnejad, L., Bazzazian, S., Barkhordari, F., & Rezaiee, N. (2024). Reasons for intending to childlessness in couples aged 30–45 years: A qualitative study. *International Journal of Applied Behavioral Sciences*, 11(2), 21–30. <https://doi.org/10.22037/ijabs.v11i2.45389>

Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H. & Nieswand, B. (2015). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. (3.Aufl). UVK Verlag.

Brunschweiler, V. (2019). *Kinderfrei statt kinderlos: Ein Manifest*. Büchner-Verlag.

Buh, B., & Beaujouan, E. (2023). Bildung und Alter der Frauen bei der ersten Geburt. In N. Neuwirth, I. Buber-Ennsner, & B. Fux (Hrsg.), *Familien in Österreich: Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten*. <https://doi.org/10.25365/phaidra.450>

Buhr, P., & Huinink, J. (2017). Why childless men and women give up on having children. *European Journal of Population*, 33(4), 585–606. <https://doi.org/10.1007/s10680-017-9429-1>

Bujard, M., & Sulak, H. (2016). Mehr Kinderlose oder weniger Kinderreiche? Eine Dekomposition der demografischen Treiber in unterschiedlichen Phasen des Geburtenrückgangs in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 68(3), 487–514.

Bujard, M., Milewski, N., & Passet-Wittig, J. (2022). Fertilität. In O. Arránz Becker, K. Hank, & A. Steinbach (Hrsg.), *Handbuch Familiensoziologie*. Springer VS.

Burkimsher, M., & Zeman, K. (2017). Childlessness in Switzerland and Austria. In M. Kreyenfeld & D. Konietzka (Hrsg.), *Childlessness in Europe: Contexts, causes, and consequences* (pp. 115-137). Springer.

Bundeszentrale für politische Bildung. (2020, 28. November). *Armutsgefährdungsquoten von Familien*. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61791/armutsgefaehrungsquoten-von-familien/>

Corbin, J. M., & Strauss, A. L. (2015). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory* (4. Aufl.). Sage publications.

Dattani, S., Rodés-Guirao, L., & Roser, M. (2025). Fertility rate. *Our World in Data*. <https://ourworldindata.org/fertility-rate>

Dorbritz, J. (2017). Die demografischen Transformationen und das ungelöste Genderproblem. In T. Mayer (Hrsg.), *Die transformative Macht der Demografie* (pp. 95–118). Springer VS.

Dorbritz, J., & Naderi, R. (2013). Trendwende beim Kinderwunsch? *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 4(2013), 2–7.

Dorbritz, J. & Schneider N.F. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 10(11), 26-34. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/a-puz/33446/wo-bleiben-die-kinder-der-niedrigen-geburtenrate-auf-der-spur/>

Ecarius, J., Köbel, N., & Wahl, K. (2011). Was ist Familie? In *Familie, Erziehung und Sozialisation*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Eurostat. (2025, 7. März). EU fertility rate down to 1.46 in 2023. *Eurostat*. <https://ec.europa.eu/eurostat/web/products-eurostat-news/w/ddn-20250307-1>

Froschauer, U., & Lueger, M. (2020). *Das qualitative Interview: Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme* (2., überarb. u. erw. Aufl.). facultas.

Geissler, B., & Oechsle, M. (2020). Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten*. Edition Suhrkamp.

Geserick, C., Hornung, H., Hübel, T., Kaindl, M., & Wernhart, G. (2023). *Arbeitsteilung in Partnerschaften*. Universität Wien. <https://doi.org/10.25365/PHAIDRA.457>

Gies, N., & Dietrich, D. (2015). Gesellschaftliche Leitbilder: Herkunft und Einflussfaktoren. In F. Norbert, S. Diabaté, & K. Ruckdeschel (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. (S.45-60). Verlag Barbara Budrich.

Gundinger, M. (2021). Faktor Pensionssystem. Das österreichische Pensionssystem – zukunftsfit statt veraltet. In B. Kolm & A. J. Kammel (Hrsg.), *Wirtschaftsstandort Österreich: Perspektiven und Faktoroptimierungen* (pp. 351–370). Verlag Österreich.

Häberling, I. N. (2016). The road to children is paved with good intentions. In T. Mayer (Hrsg.), *Die transformative Macht der Demografie*. (pp. 407-427) Springer VS.

Hagestad, G. O., & Call, V. R. A. (2007). Pathways to childlessness: A life course perspective. *Journal of Family Issues*, 28(10), 1338–1361. <https://doi.org/10.1177/0192513X07303836>

Hank, K., Hill, P. B., Müller, J., & Steinbach, A. (2023). *Familiensoziologie: Eine kompakte Einführung* (6. Aufl.). Springer VS.

- Helfferrich, C. (2011). *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews* (4. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hess, J. (2023). *Bedeutung von Kinderlosigkeit in der Biografie: Eine norm- und autonomietheoretische Rekonstruktion*. Beltz Juventa.
- Heuschkel, A., & Rahnfeld, C. (2023). *Gewollte Kinderlosigkeit: Theoretische Einordnung und empirische Erkenntnisse zur Entscheidung von Frauen für ein Leben ohne Kinder*. Springer VS.
- Jaksztat, S., Goldan, L., & Gross, C. (2025). How does taking parental leave affect the wages of highly educated parents? *Journal of Marriage and Family*, 87(3), 1–18.
<https://doi.org/10.1111/jomf.13109>
- Junge, M. (2014). Ambivalenz: Eine Schlüsselkategorie der Soziologie von Zygmunt Bauman. In M. Junge & T. Kron (Hrsg.). *Zygmunt Bauman: Soziologie zwischen Postmoderne, Ethik und Gegenwartsdiagnose* (3. Aufl., S. 69–86). Springer VS.
- Junge, M. (2000). *Ambivalente Gesellschaftlichkeit: Die Modernisierung der Vergesellschaftung und die Ordnungen der Ambivalenzbewältigung*. Leske + Budrich.
- Keupp, H. (2020). Ambivalenz postmoderner Identität. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.). *Riskante Freiheit* (10. Aufl.). Edition Suhrkamp.
- Konietzka, D., & Kreyenfeld, M. (2013). *Ein Leben ohne Kinder: Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Springer-Verlag.
- Krätschmer-Hahn, R. (2012). *Kinderlosigkeit in Deutschland: Zum Verhältnis von Fertilität und Sozialstruktur*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhnt, A.-K., Minkus, L., & Buhr, P. (2021). Uncertainty in fertility intentions from a life course perspective: Which life course markers matter? *Journal of Family Research*, 33(1), 184–208.
<https://doi.org/10.20377/jfr-426>
- Magerski, C. (2015). *Gelebte Ambivalenz: Die Bohème als Prototyp der Moderne*. Springer VS.
- Noy, C. (2008). Sampling Knowledge: The Hermeneutics of Snowball Sampling in Qualitative Research. *International Journal of Social Research Methodology*, 11(4), 327–344. <https://doi.org.uaccess.univie.ac.at/10.1080/13645570701401305>

- Merton, R. K. (1976). *Sociological ambivalence and other essays*. Free Press.
- Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel* (8. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Peuckert, R. (2019). *Familienformen im sozialen Wandel* (9. Aufl.). Springer VS.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2021). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. De Gruyter Oldenbourg.
- Rappold, E. & Juraszovich, B. (2019). *Pflegepersonal-Bedarfsprognose für Österreich*. Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz.
- Rijken, A. J., & Merz, E.-M. (2014). Double standards: Differences in norms on voluntary childlessness for men and women. *European Sociological Review*, 30(4), 470–482.
- Scheibelhofer, E. (2008). Combining narration-based interviews with topical interviews: Methodological reflections on research practices. *International Journal of Social Research Methodology*, 11(5), 403–416. <https://doi.org/10.1080/13645570701401370>
- Schmidt, E.-M., & Buchebner-Ferstl, S. (2023). *Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit: Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben* (ÖIF Forschungsbericht Nr. 49). Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF), Universität Wien. <https://doi.org/10.25365/phaidra.422>
- Schmidt, E.-M., Décieux, F., & Zartler, U. (2024). *Mothers and others: How collective strategies reproduce social norms around motherhood*. *Journal of Family Issues*, 46(3), 487–511. <https://doi.org/10.1177/0192513X241268710>
- Schneider, N. F. (1996). Bewußt kinderlose Paare. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14(2), 128–137.
- Schutzbach, F. (2021). *Die Erschöpfung der Frauen: Wider die weibliche Verfügbarkeit*. Droemer.
- Sennott, C., & Yeatman, S. (2018). Conceptualizing childbearing ambivalence: A social and dynamic perspective. *Journal of Marriage and Family*, 80(4), 888–901. <http://www.jstor.org/stable/26647608>

Singh, S., & Beaujouan, E. (2023). In N. Neuwirth, I. Buber-Ennser, & B. Fux (Hrsg.). *Familien in Österreich: Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten*. (p.30). <https://doi.org/10.25365/phaidra.450>

Sobotka, T., & Zeman, K. (2023). Kinderlosigkeit: Gewollt oder ungewollt? In N. Neuwirth (Hrsg.). *Familien in Österreich: Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten*. (p.27). <https://doi.org/10.25365/phaidra.450>

Statista. (2025, 24.Juni). *Geburten in Österreich bis 2024*. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/687254/umfrage/geburten-in-oesterreich/>

Statistik Austria. (2024a). *Erwerbstätigkeit*. <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/gender-statistiken/erwerbstaetigkeit>

Statistik Austria. (2024b). *Kindertagesheime, Kinderbetreuung*. <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/bildung/kindertagesheime-kinderbetreuung>

Statistik Austria. (2025). Durchschnittliche Kinderzahl pro Frau 2024 auf Allzeit-Tief gesunken. <https://www.statistik.at/fileadmin/announcement/2025/02/20250226Geburtenbilanz2024.pdf>

Statistisches Bundesamt. (2025). Basistabelle Zusammengefasste Geburtenziffer. Abgerufen 8. September 2025, von https://www.destatis.de/DE/Themen/Laender-Regionen/International/Thema/Tabellen/Basistabelle_Geburtenziffer.html

Strauss, A. L. (1998). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (2. Aufl.). W. Fink.

Strauss, A. L., & Corbin, J. (1996). *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Beltz, Psychologie Verlags Union.

Strübing, J. (2014). Grounded theory und theoretical sampling. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.). *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Springer VS.

Tocchioni, V. (2018). Exploring the childless universe: Profiles of women and men without children in Italy. *Demographic Research*, 38, 451–470. <http://www.jstor.org/stable/26457053>

Tolich, M. Internal Confidentiality: When Confidentiality Assurances Fail Relational Informants. *Qualitative Sociology* 27, 101–106 (2004).
<https://doi.org/10.1023/B:QUAS.0000015546.20441.4a>

United Nations. (2025). *World fertility report 2024*. UN DESA/POP/2024/TR/NO.11. United Nations.

Witzel, A. (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen*. Campus.

Witzel, A., & Reiter, H. (2022). *Das problemzentrierte Interview: Eine praxisorientierte Einführung*. Beltz Juventa.

Zschiedrich, E. (2024). Zwischen Privatsache und öffentlicher Angelegenheit: Anmerkungen zur gesellschaftlichen Wahrnehmung und Bedeutung von Elternschaft. In B. Breunig, G. Schweiger, & A. Walser (Hrsg.). *Familie im Wandel: Kindheit – Bildung – Erziehung. Philosophische Perspektiven*. (pp. 77-91). J.B. Metzler.

8. Anhang:

Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens

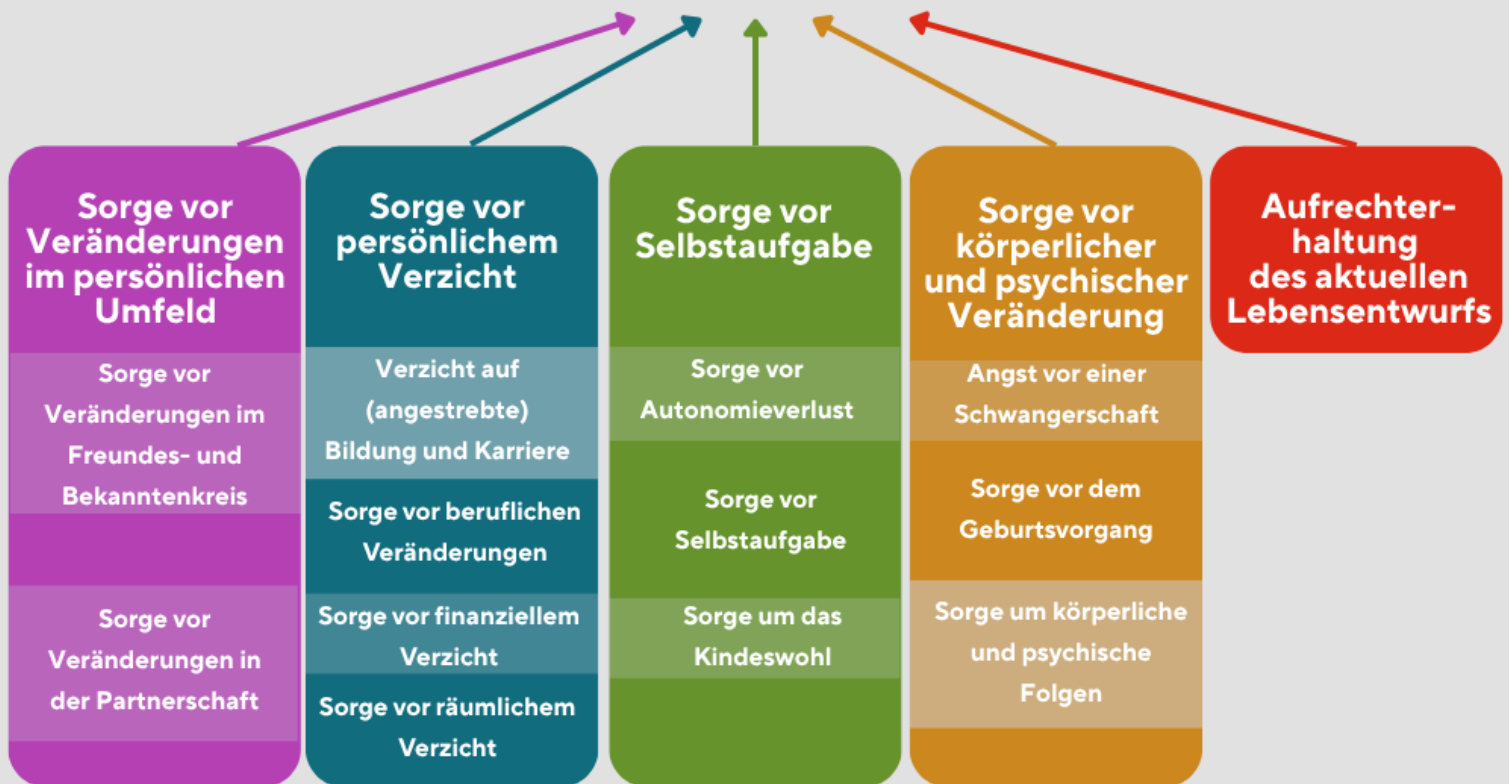


Abbildung 4: Überblick über die Kategorien der Masterarbeit

9. Abstract

Diese Masterarbeit untersucht die Begründungen von Personen im Alter zwischen 30 und 45 Jahren für die Entscheidung, keine eigenen Kinder zu bekommen. Die Grundlage bilden zwölf problemzentrierte Interviews, die mittels Grounded Theory ausgewertet wurden. Ziel war es, die Beweggründe für ein kinderfreies Leben aus soziologischer Perspektive besser zu verstehen. Die Analyse ergab fünf Kernkategorien – *Sorge vor Veränderungen im sozialen Umfeld*, *Sorge vor persönlichem Verzicht*, *Sorge vor Selbstaufgabe*, *Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung* und *Zufriedenheit mit dem Status quo* – die sich in der Schlüsselkategorie, der *Sorge vor Veränderung des eigenen Lebens* zusammenfassen lassen. Hinter dieser Entscheidung zur Kinderfreiheit steht demnach das Streben nach Autonomie und Selbstverwirklichung, während die Elternschaft mit Einschränkungen und (externen sowie internen) Rollenerwartungen assoziiert wird.

Die theoretische Einbettung in die Ambivalenztheorie sowie die Individualisierungsthese verdeutlicht, dass die Entscheidung gegen Kinder häufig aus einem Prozess des Aufschiebens entsteht und mit dem Streben nach Selbstbestimmung in einer neoliberalen Gesellschaft verknüpft ist. Besonders die Kategorie der Sorge vor körperlicher und psychischer Veränderung bietet einen Einblick in die Entscheidungsfindung von Frauen. Die Ergebnisse zeigen, dass Kinderfreiheit als bewusster Lebensentwurf zu verstehen ist. Sie bieten Anschlusspunkte für weiterführende Forschung zu Geschlechterrollen, Care-Arbeit, Aufklärung bezüglich Schwangerschaft und Geburt, Körperbildern und den gesellschaftlichen Erwartungen an Eltern.

⁴This master's thesis examines the reasons given by people between the ages of 30 and 45 for their decision not to have children. The study is based on thirteen problem-centered interviews, which were analyzed using Grounded Theory. The aim was to understand the motives for a childfree life as a result of societal conditions rather than as a purely individual choice.

The analysis identified five core categories – *concern of changes in the social environment*, *con-*

⁴ Die Übersetzung des Abstracts aus dem Deutschen ins Englisch fand mittels Unterstützung von Chat-GPT4 statt und wurde anschließend von mir als Autorin dieser Masterarbeit manuell überarbeitet.

cern of personal sacrifice, concern about self-abandonment, concern about physical and psychological changes, and satisfaction with the status quo – which can all be summarized in the key category: *concern of changes to one's lifestyle*. Thus, the decision to remain childfree is driven by the pursuit of autonomy and self-fulfillment, whereas parenthood is associated with restrictions and (external as well as internal) role expectations.

The theoretical framework draws on ambivalence theory and the thesis of individualization, showing that the decision against having children often emerges from a process of postponement and is linked to the pursuit of self-determination in a neoliberal society. In particular, the category of concern about physical and psychological changes expands the existing state of research and provides new insights into women's decision-making processes. The findings demonstrate that "*Kinderfreiheit*" (childfreedom) is to be understood as a deliberate life choice, and offers avenues for further research on gender roles, care work, education around pregnancy and childbirth, body images, and societal expectations of parents.